

**Mitteilungen**  
des  
**Uckermärkischen Museums=  
und Geschichts-Vereins**

zu  
**Brenzlau.**

---

Herausgegeben vom Vereins-Vorstande.

---

I. Band. 3. und 4. Heft.

---

**Brenzlau 1902.**  
Druck und Kommissionsverlag von A. M i e t.

## Zur gefälligen Beachtung!

Mit diesem Doppelheft ist der 1. Band der Vereins-Zeitschrift abgeschlossen.

Ein Titelblatt und ein vollständiges Inhaltsverzeichnis zu diesem 1. Bande ist zum Schluß beigefügt.

Es empfiehlt sich die Hefte jetzt binden zu lassen, um eine Gesamtübersicht über das zu haben, was der Verein seinen Mitgliedern in diesen 4 Heften geboten hat — Aufsätze und Abhandlungen, Berichte und Zeichnungen von bleibendem Wert.

---

# Mitteilungen

des

## Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins

zu

Prenzlau.

Herausgegeben vom Vereins-Vorstande.

I. Band.

---

---

Mit 43 Abbildungen und 2 Tafeln.

---

---

Prenzlau 1902.

Druck und Kommissionsverlag von A. Wieck.



# Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Geleitwort . . . . .	1
1. Zwei udermärkische Bronzedepot-Funde. Von Hugo Schumann. Mit Abbildungen . . . . .	3
2. Freiluftmuseum. (Eine Zukunftsperspektive.) Vortrag von Baurat Bever- Potsdam . . . . .	15
3. Ueber die Voigteien der Udermark. Von von Arnim-Densen . .	24
4. Udermärkische Volksagen . . . . .	36, 81
5. Korrespondenzen und Mitteilungen . . . . .	38, 82, 150
6. Verzeichnis der Mitglieder . . . . .	41, 82, 149
7. Spät Römisches Grabfund mit Terra sigillata-Gefäß von Damme. Von H. Schumann. Mit Abbildungen . . . . .	49
8. Das Kloster Gramzow. Von von Arnim-Densen . . . . .	59
9. Die Klosterkirche in Angermünde. Von von Arnim-Densen . .	63
10. Ein Beitrag zur Lebensweise der Vornehmen im 16. Jahrhundert. Von von Arnim-Densen . . . . .	65
11. Alt udermärkische Hochzeitsgebräuche. Ein Sittenbild aus der Vergangenheit. Von R. Sendke-Bagemühl . . . . .	67
12. Der Prenzlauer Roland. Von E. D. Mit Abbildungen . . . . .	76
13. Das Kreidelager bei Grimme. Von H. Schumann und Leonhard	79
14. Goldene Eidringe aus der Udermark. Von Hugo Schumann. Mit Abbildungen . . . . .	85
15. Das spät karolingische Gefäß aus einer Kistenartigen Steinpackung von Griewen. Von Hugo Schumann. Mit Abbildungen . . . . .	89
16. Der Hack Silberfund von Alexanderhof. Von A. Mied und Dr. E. Bahrfeldt. Mit Abbildungen und 2 Tafeln . . . . .	93
17. Zwei Mammut-Baenzähne aus der Riesgrube bei Prenzlau. Von A. Mied. Mit Abbildungen . . . . .	122
18. Die gravirte Bronzeschaale von Groß-Fredenwalde. Von A. Mied. Mit Abbildungen . . . . .	124
19. Zwei Fehdebriefe Prenzlauer Bürger an die von Arnim. Mit Kommentaren von Albert Graf Schlippenbach, Arendsee und von Arnim-Densen	129
20. Ein „freudiges Ereigniß“ und eine Kindtaufe im alt udermärkischen Bauern- hause. Von R. Sendke-Bagemühl . . . . .	141

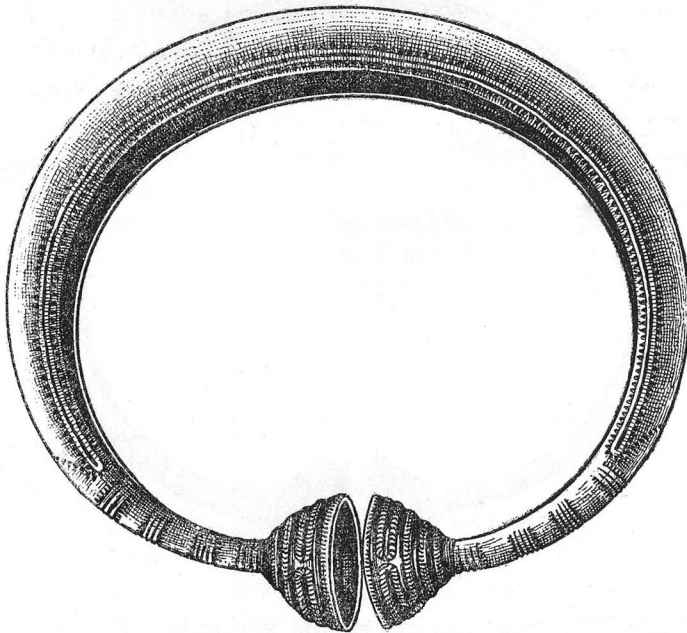


# Goldene Eidringe aus der Uckermark.

Von Hugo Schumann.

## Der Goldring von Menkin. (Fig. 1.)

Schon vor längerer Zeit wurde auf dem Herrn Landrath von Winterfeldt gehörigen Gute Menkin ein schöner Goldring gefunden. Es zieht sich von dem Dorfe Bagemühl bis Menkin im Randowthal, aber näher dem uckermärkischen Ufer, eine sandige Landzunge hin, die vom Ufer durch Bruchland geschieden bei Menkin ihr Ende findet und auf der auch der Menkiner See liegt. Diese Landzunge ist ein prähistorisch sehr interessantes Gebiet. Auf derselben sind bei Bagemühl, Wollschow und Menkin steinzeitliche Kistengräber gefunden worden, auch eine Anzahl Einzelfunde der Steinzeit sind daselbst gemacht worden und auch ein slavischer Burgwall liegt dort bei Wollschow.



Figur 1.

Es zeigt dies, dass die ganze Localität schon ungemein früh und lange besiedelt war. Diese Landzunge, die zum Theil beackert wird, zum Theil auch mit Niederholz bestanden ist, ist auch der Fundort des Goldringes. Bei Gelegenheit von Drainagearbeiten war man bei Menkin

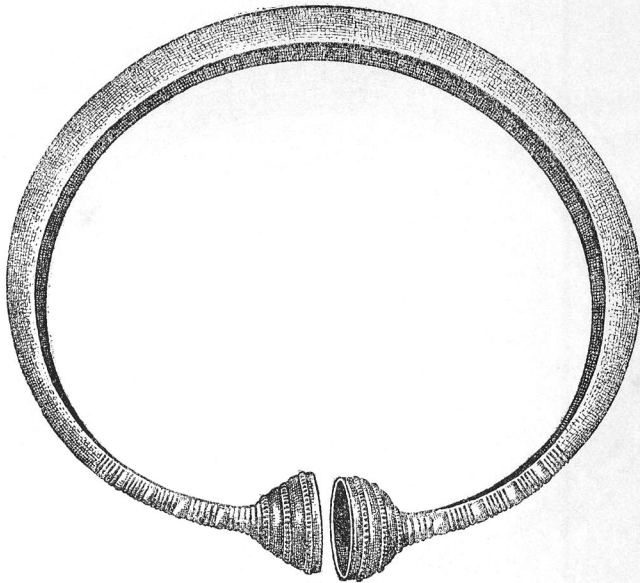
auf denselben gestossen. Es handelt sich höchst wahrscheinlich um einen Einzelfund, wenigstens wurde von den Arbeitern von einem Grabe nichts bemerkt. \*)

Der Armring ist aus hohl getriebenem, 0,5 mm starkem Goldblech hergestellt und hat etwa 90 mm Durchmesser bei 76 mm lichter Weite. Der Haupttheil des Ringes ist oben durch drei Linien ornamentirt, von denen die beiden äusseren verbunden und mit kleinen Dreieckchen besetzt sind. Die verjüngten vorderen Theile des Ringes sind mit einzelnen Gruppen von eingepunzten Querlinien verziert, die ebenfalls aussen mit kleinen Dreieckchen besetzt sind. Sie laufen an den Enden in kleine hohle Schälchen aus, die ein erhabenes, durch Punzierung gestricheltes Mäanderornament tragen.

### Die Goldringe von Taschenberg. (Fig. 2 u. 3.)

Etwa 1½ Meile nordwestlich von Prenzlau liegt das Gut Taschenberg. Dort wurden auf einer rings von Torfwiesen umgebenen Anhöhe, genannt „Hafersack“, zwei in einander gehängte goldene Ringe gefunden, auch hier handelt es sich höchst wahrscheinlich um einen Einzelfund.

Der Ring: Fig. 2 hat etwa 84 mm Durchmesser bei 75 mm lichter Weite und ist gleichfalls aus Goldblech hohl getrieben. Der



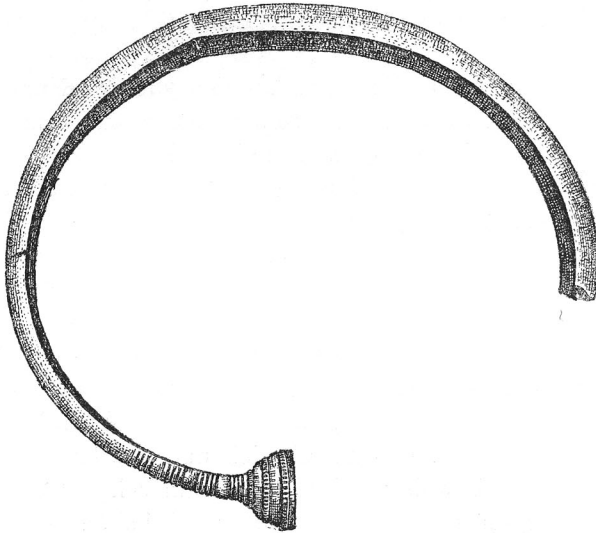
Figur 2.

Haupttheil des Ringes ist unverziert, die verjüngten Enden ebenso wie der vorige durch Querliniengruppen ornamentirt. Auch dieser Ring läuft in zwei Schälchen aus, die aber durch einfache erhabene gekerbte Horizontalreifen an Stelle der Mäander verziert sind.

\*) Der Ring ist schon in den Verhandlungen der Berliner Anthr. Ges. 1888 S. 563 von mir beschrieben und abgebildet worden.



Der zweite Ring: Fig. 3 ist etwas schlanker, als der vorige. Er hat etwa 78 mm Durchmesser bei 72 mm lichter Weite. In der Verzierung stimmt er mit dem vorigen überein, wie überhaupt die Schälchen dieser Eidringe entweder glatt, oder mit Horizontalreifen resp. mit dem Mäander verziert zu sein pflegen. Das eine Ende des Ringes ist abgebrochen. Von den drei Ringen ist der von Menkin bei weitem der schönste.



Figur 3.

Diese beiden Ringe verdankt unser Museum der Güte des Herrn Kammerherrn von Kalitsch.

Ringe wie die drei vorliegenden werden gemeinlich als „Eidringe“ bezeichnet. Den sonderbaren Namen erhielten sie, wie Olshausen vermuthet, vielleicht auf Grund nordischer Sagen, in denen berichtet wird, dass beim Ableisten eines Eides ein offener Ring auf dem Altare lag. Mit diesem Gebrauche der Wikingerzeit haben aber diese Ringe, die vielleicht 2000 Jahre älter sind, schwerlich etwas zu thun, man hat indessen den Namen beibehalten, da er sich für diesen Ringtypus einmal eingebürgert hatte.

Unter den in Schälchen endenden Ringen kann man 3 Formen unterscheiden. Einmal die hohl getriebenen Ringe aus Goldblech wie die vorliegenden. Eine zweite Art von Goldringen ähnlichen Typus ist massiv gegossen aus Gold hergestellt. Eine dritte Art ist aus Bronze, gleichfalls gegossen. Letztere Ringe, die in der jüngeren nordischen Bronzezeit nicht selten vorkommen, werden höchst wahrscheinlich einheimische Nachbildungen der fremden importirten Goldringe sein, die ebenfalls der jüngeren Bronzezeit (Periode IV—V. Montelius) angehören, also etwa in das VIII.—X. Jahrhundert vor Chr. zu setzen sind.

Die Museen zu Berlin und Stettin besitzen eine Anzahl derartiger Ringe, die z. B. aus Pommern jetzt von 8 Fundstellen bekannt sind.

Die norddeutschen Eidringe wurden von Olshausen, der sie mit dem Bernsteinhandel in Verbindung bringt, zusammengestellt,\*) wobei sich das interessante Resultat ergab, dass sie ein ganz beschränktes Verbreitungsgebiet haben. Sie kommen von Westpreussen bis Mecklenburg vor, gehen aber westlich nicht über die Elbe. Nach Süden gehen sie nicht über die Warthe und die Ostprignitz hinab, dagegen finden sie sich in Schleswig-Holstein, Dänemark und dem westlichen Schweden.

Zweifelhaft ist noch die Herkunft dieser Ringe. Man hat früher angenommen, dass dieselben Importstücke aus dem Süden seien. Diese Annahme wird sich aber kaum halten lassen, da sie eben nach Süden hin nicht vorkommen. Wichtiger ist aber, worauf Olshausen (a. a. O.) aufmerksam macht, dass sich auch in Irland ganz ähnliche Ringe finden und Irland zeigt bekanntlich in der Bronzezeit einen ganz enormen Goldreichthum. Nun hat schon vor längerer Zeit Montelius nachgewiesen,\*\*) dass in Dänemark und Skandinavien nicht selten Gold- und Bronzegegenstände englischer Provenienz vorkommen. Auch aus Pommern (Rügen) kennen wir Tüllencelte, die ein ganz eigenthümliches Ornament zeigen, welches dem Perpendikel einer Uhr nicht unähnlich ist, und die in Frankreich und England zu Hause sind. Diese Umstände, die beweisen, dass schon in sehr früher Zeit überseeische Verbindungen mit England bestanden haben müssen, würden es nicht für ausgeschlossen erscheinen lassen, dass man den Ursprung dieser Ringe vielleicht auf den englischen Inseln zu suchen habe, und dass sie in der That mit dem Bernsteinhandel dorthin zusammenhängen.

---

\*) Olshausen: Verhandl. der Berl. Anthr. Ges. 1890, S. 294.

\*\*\*) Montelius: Archiv für Anthropologie XIX.

## Das spätkarolingische Gefäss aus einer kistenartigen Steinpackung von Criewen bei Schwedt a. O.

---

Durch die Güte des Herrn Rittergutsbesitzers von Arnim-Densen gelangte am 4. Mai v. J. in den Besitz unseres Museums ein höchst interessantes Gefäss, welches der Stifter sorgfältig aufbewahrt hatte. Ueber die Fundumstände theilte genannter Herr uns folgendes mit: „Das Grab lag in einem längs der Oder in Criewen sich hinziehenden, etwa 10 Morgen grossen Bruche, dessen höchste Stelle sich etwa 4 Fuss über den mittleren Wasserstand des Flusses erhebt. Gelegentlich der Anlegung eines Fahrweges durch dieses Bruch im Jahre 1860 mussten zur Festigung desselben Fundamente von grossen Steinen gebaut werden. Bei den zu diesem Zwecke nöthigen Ausgrabungen trafen die Arbeiter in einer Tiefe von 3 Fuss auf eine Steinpackung in ungefährer Ausdehnung einer Quadratruthe, gleich 12 Quadratfuss, welche durch ihre regelmässige Form unzweifelhaft bewies, dass sie von Menschenhand herührte. Der Boden dieses doch ziemlich umfangreichen Steingrabes war gepflastert, zwischen grossen, rohen, d. h. unbehauenen Steinen in einer Schwere von 40—50 Pfund lagen kinderkopfgrosse und kleinere Steine, dazu bestimmt, die Lücken auszufüllen. Der Wasserstand der Oder war zur Zeit der Blosslegung des Grabes einige Fuss höher als der gewöhnliche, und stiessen die Arbeiter in einer Tiefe von 4 Fuss bereits auf Grundwasser. An einer Ecke des Grabes zeigte sich, dass die Wurzeln einer etwa 30 jährigen Erle durch den Steinboden hindurch gewachsen waren und eine Verschiebung der Steinplatten verursacht hatten. Die Seitenwände bestanden aus grösseren und kleineren Steinplatten, Steinen und Steinstücken. Bedeckt war das Grab wahrscheinlich mit 4 behauenen (gespaltenen) Steinplatten, die, weil sie gut aneinander passten, später ihre Verwendung bei einem Brückenbau fanden. Das Grab selbst war bei der Auffindung nicht mehr ganz intact. Unter-Abtheilungen wies der Hohlraum nicht auf. In demselben wurde auch weiter nichts gefunden als dies Gefäss und daneben eine Anzahl Scherben von geringer Grösse. Wären noch andere Gegenstände als diese in dem Grabe ge-

wesen, so hätten die Arbeiter, namentlich der Aufseher, sie mir sicherlich abgeliefert. Die Scherben bestanden aus derselben Thonmasse und hatten die gleiche Färbung wie der Krug; sie waren meiner Erinnerung nach nicht ornamentirt; jedoch kann es wohl sein, dass einzelne eine Verzierung aufgewiesen haben. Sie wurden leider bei Seite geworfen und einer eingehenden Betrachtung nicht weiter gewürdigt, da sich die ganze Aufmerksamkeit auf dies eigenartige Gefäss richtete. Auf dem betreffenden Grundstücke sind weitere Spuren von Begräbnisstätten noch nicht entdeckt worden, dagegen ist eine Viertelmeile von demselben entfernt auf einer Anhöhe eine solche von bedeutender Grösse aufgefunden worden. — Criewen, noch Mitte des 13. Jahrhunderts als wendisches Dorf bezeichnet, muss ursprünglich vor der deutschen Eroberung ein ansehnlicher, ausgedehnter Ort gewesen sein. Grosse Begräbnisstätten mit Stein- sowie Bronze-Messern und sonstigen Werkzeugen bezeugen dies . . .“

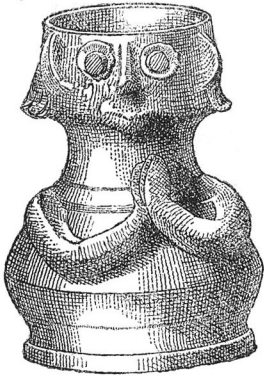
Das Gefäss selbst ist aus einem eisengrauen, feinen Thon hergestellt und ziemlich stark, fast klingend gebrannt. Es unterscheidet sich hierdurch vollkommen von unseren prähistorischen Gefässen, die schwach gebrannt von gelblich-brauner bis schwärzlicher Farbe aus grobem, mit Quarzbröckchen untermischtem Thon zu bestehen pflegen. Das Gefäss ist 90 mm hoch bei 44 mm Mündungsdurchmesser. Der Obertheil des Gefässes stellt von vorne gesehen ein Menschengesicht vor mit erhabener, gebogener Nase, scharf ausgeprägtem Kinn, ohne Mund. Die Augen werden durch ein rundes, konkaves Thonplättchen gebildet, in dessen Mitte die leicht zapfenförmig erhabenen Pupillen stehen. Die Ohren sind roh als halbmondförmige, dreikantige Wülste dargestellt. Die langen Haare sind rings um den Kopf am Rande durch Einkerbungen angedeutet. Unter dem Kopfe kommt ein deutlicher Hals, unterhalb dessen der Gefässkörper sich dann erheblich erweitert. Besonders interessant sind die am Oberkörper erhaltenen Arme mit in betender Stellung erhobenen Händen. An der Hinterseite befindet sich ein flachgefurchter, nach unten hin schräg angesetzter Henkel. Unten befindet sich eine Art Fussplatte. Rings um den Hals und Bauch laufen leichte Linien, welche die Herstellung auf der Drehscheibe höchst wahrscheinlich machen, aber ganz so scharf, wie auf der Zeichnung, sind die Linien am Originale nicht. Henkel und Arme sind erst angesetzt, nachdem das Gefäss selbst gedreht war.

Die Drehscheiben-Arbeit, die Herstellung aus einem feinen, eisengrauen Thon und der stärkere Brand weisen das Gefäss zunächst, im Gegensatze zu unseren prähistorischen Gefässen, in das Mittelalter, die eigenthümliche Profilirung aber in die spätkarolingische Zeit.

Gefässe von einer ähnlichen Profilirung, allerdings ohne Gesicht, aber mit 3 Füßchen versehen, führt Koenen an in seiner Gefässkunde Taf. XXI, Fig. 9, auch ist Koenen nach gütiger Mittheilung mit mir darin einverstanden, dass das Gefäss wahrscheinlich in das

9.—10. Jahrhundert zu setzen sei. Das Gefäss selbst ist selten, jedenfalls ist mir kein Gegenstück in einer Sammlung bekannt geworden\*). Der eigenthümliche Henkelbecher würde also in die zweite Hälfte der wendischen Periode unserer Länder zu setzen sein.

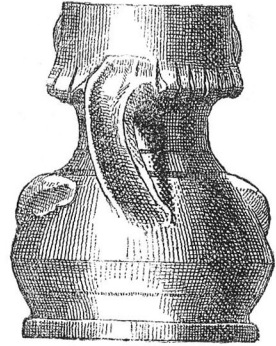
$\frac{1}{2}$  natürl. Grösse.



Von vorn.



Von der Seite.



Von hinten.

Wie sind nun aber die höchst eigenthümlichen Fundverhältnisse zu erklären? Meines Erachtens sind hier nur zwei Möglichkeiten vorhanden. Zunächst könnte es sich da um ein wirkliches Grab handeln, wie Hr. von Arnim anzunehmen geneigt ist. Da man aus der wendischen Periode aber Steinkistengräber nicht kennt, müsste man an ein wendisches Nachbegräbniss in einem älteren stein- oder bronzezeitlichen Kistengrabe denken. Das wäre an sich nicht unmöglich, hat man doch derartige Beobachtungen öfter gemacht. So hat Virchow bei Gross-Wachlin in Hinterpommern ähnliche Funde gemacht (Verhandl. 1882, S. 398f.), auch Beltz hat in mecklenburger Megalithgräbern wendische Scherben gefunden (Jahrbücher 66, S. 120). Dagegen ist jedoch zu bemerken, dass derartige Kistengräber in Brüchern, dazu fast im Grundwasser und jedenfalls in Bereiche des Hochwassers sonst nicht vorzukommen pflegen. Ausserdem entspricht die ganze Schilderung der Steinkiste in Bezug auf den Aufbau nicht ganz dem, was wir von den alten Steinkisten kennen. Alles dies macht die Annahme, dass ein Nachbegräbniss in einer alten Kiste vorliege, nicht gerade wahrscheinlich.

Eine zweite Möglichkeit wäre die, dass es sich hier um eine abergläubische Handlung, um einen Zaubergebrauch gehandelt habe.

Es ist bekannt, dass in den Fundamenten mittelalterlicher Gebäude sich häufig Gefässe mit Knochen von Thieren finden, die als „Bauopfer“ beigesetzt wurden, um für das Gebäude Festigkeit und Glück zu erlangen. Selbst kistenartige Hohlräume mit derartigen Opfern sind

\*) Sollte einem der Leser ein gleiches Stück bekannt sein, wäre ich für gütige Mittheilung dankbar.

häufig beobachtet, so von Koenen, Friedel, Handelmann und anderen (vergl. Verhandl. 1884, S. 35).

Neben diesen „Bauopfern“ in Gebäude-Fundamenten findet man aber auch, entfernt von Gebäuden und isolirt liegend, ähnliche mit Gefässen ausgestattete kistenartige Räume im Feld und Moor.

So beobachtete Buschan brunnenartige Holzeinfassungen mit Gefässen sowie mit Thier- und Pflanzenresten in Schlesien (Verhandl. 1884, S. 33). Ganz ähnliche Beobachtungen hat J. Mestorf gemacht. Sie beschreibt eine aus Holzschelten hergestellte Kiste mit Gefässen aus Schleswig-Holstein (Corr.-Bl. der deutschen anthrop. Gesellschaft 1883, S. 54). Auch Handelmann kennt ähnliche Funde aus Holstein. (Verhandl. 1883, S. 16 f.).

Aber nicht nur aus Holz, auch aus Stein sind ähnliche unterirdische Anlagen bekannt. Aus Mooren in Jütland führt Handelmann solche an (Verhandl. 1883, S. 16). Auch aus der Lausitz berichtet Weineck über einen derartigen steinkistenartigen Bau mit Gefässen, der mit dem unsrigen viel Aehnlichkeit hat (Verhandl. 1883, S. 289).

Handelmann ist der Meinung, dass es sich hier um abergläubische Gebräuche bei der Besitzergreifung gehandelt habe, vielleicht zuweilen auch um Opfer gegen Ueberschwemmungen und Deichbrüche, denn noch heute vergrabe man Eier an einem vom Strom bedrohten Ufer. Um etwas Aehnliches könnte es sich vielleicht auch in Criewen gehandelt haben, jedenfalls sind aber die Fundverhältnisse noch dunkel und widerspruchsvoll. —

**Hugo Schumann.**

(Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde, Ergänzungsblätter der Zeitschrift für Ethnologie 1901, Heft 5.)

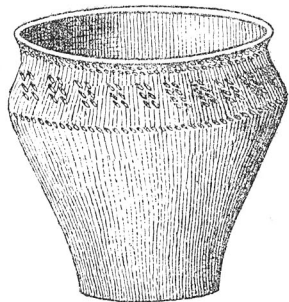
---

## Der Hacksilberfund von Alexanderhof.

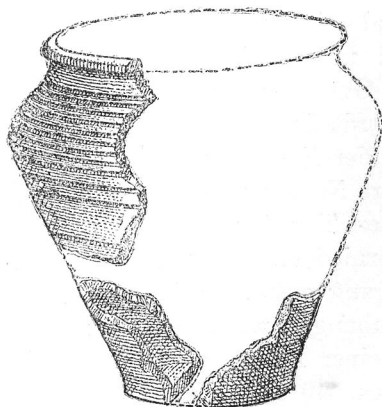
---

Wenige Kilometer von der Stadt Prenzlau entfernt liegt das Rittergut Alexanderhof, Herrn Kammerherrn von Heyden gehörig. Auf der Feldmark dieses Gutes, östlich des Falkenwalder Weges, auf Schlag 14 a, ungefähr 500 Schritt von dem Landwehrgraben entfernt, der das Gut von der Domaine Grünow trennt, wurde am 14. September 1901 vorstehender Fund gemacht, der jetzt unser Museum ziert. Das Stück Land war zu Rüben zum ersten Male tief gepflügt worden und hierbei kamen urplötzlich an vorbezeichneter Stelle Urnenscherben, silberne Ringe, silberne Zierstücke aller Art und silberne Münzen in grosser Zahl zum Vorschein, die der aufsichtführende Statthalter Schmidt sammelte und seinem Herrn überbrachte. Herr von Heyden, ein thätiges Mitglied unseres Vereins, ein eifriger Förderer unseres Museums, das seiner Güte bereits manch werthvolles Stück aus vorgeschichtlicher Zeit verdankt, benachrichtigte sofort unsern Kustos, der ohne Aufenthalt nach der Fundstätte fuhr, sich genau über Alles unterrichtete, und da weitere Nachgrabungen wie sorgfältige Durchgrabungen des bereits blosgelegten Terrains sich als nothwendig erwiesen, diese sogleich, trotz des herniederströmenden Regens, mit Hilfe einiger bereitwilligst zur Verfügung gestellter Arbeiter ausführte. Das Ergebniss der Vor- und Nachgrabungen war folgendes: 3 Gefässe mit Silberinhalt standen ziemlich in einer Reihe, eine Pflugfurchenbreite auseinander, in einer Tiefe von ca. 40 cm. Der Pflug hatte zuerst das Gefäss (Figur 3), welches rechts von den beiden anderen stand, gefasst. Es enthielt wahrscheinlich sämmtliche Schmelzstücke. Ich schliesse dies daraus, weil ich bei meiner Nachgrabung noch den Boden des Gefässes fand, der mit Barren und Stabstücken bedeckt war. Gleichzeitig fand ich in unmittelbarer Nähe noch ein grösseres Urnenstück, das sich als zum Boden gehöriges Halsstück erwies. Dicht beim Boden lag ein gespaltener kleiner Feldstein, der als Unterlage des Gefässes gedient haben wird. Sei es, dass die gewichtigeren Schmelzstücke sich gleich wieder in die lockere Erde eingedrückt hatten, sei es, dass der Statthalter sich im gegebenen Moment abgewendet hatte, kurzum, erst als nach einiger Zeit der Pflug bei der nächsten Furche das Gefäss (Figur 2), welches links von dem zuvor erwähnten stand, fasste und es mit den drei Halsringen und zahlreichen Bruch-Schmucksachen emporschleuderte, wurde der Statthalter auf den Fund aufmerksam, liess die Gespanne halten und sammelte von den Fundstücken, soviel als er bemerkte, auf.

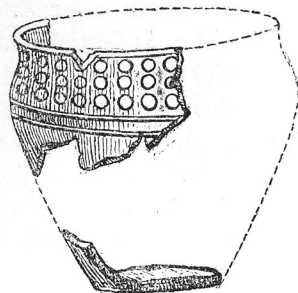
Einmal aufmerksam gemacht, beobachtete er nun schärfer und siehe da, bei der nächsten Furche kamen, etwas nördlicher von dem Standorte der beiden ersten Gefässe, weitere Urnenscherben und eine Unzahl Münzen und Bruchstücke von solchen zum Vorschein. Es war das Münzgefäss (Figur 1), das ich aus den Scherben reconstruiren konnte. Dieses Gefäss hatte auf einem kleinen, gespaltenen Feldstein gestanden. Da ich auf der Fundstätte ausser den bereits erwähnten beiden Spaltsteinen noch einen solchen fand, so ist anzunehmen, dass auch das Gefäss Nr. 2 eine Steinunterlage hatte. Nach einer Mittheilung des Kammerherrn von Heyden haben sich in dem betreffenden, stark welligen, lehmigen Ackerschlage noch vor ca. 25 Jahren kleine Wassertümpel befunden, die gelegentlich der Drainage zugeschüttet worden sind. In der Nähe eines solchen Wasserloches sind die Gefässe s. Z. vergraben worden. Unweit dieser Fundstätte, auf Grünower Terrain, rechts von dem mit Weiden umrahmten Bruch, fand ich in diesem Frühjahr eine Menge slavischer Scherben, so dass eine slavische Ansiedelung nicht weit ab von der Hacksilberfundstätte gewesen sein wird.



Figur 1.



Figur 2.



Figur 3.

Vorstehende Abbildung giebt die Gefässe in  $\frac{1}{5}$  natürlicher Grösse wieder. Es sind slavische Gefässe, von röthlich-brauner Farbe, dickwandig, mit überstehendem Rande und auf der Töpferscheibe hergestellt. Das Punkt- und Strichornament bei Figur 1 wird mit einem spitzen Holzstichel, das Rillenornament bei Figur 2 mit einem schmalen, halbrunden Stabe und das Kreisornament mit einem Röhrenknochen hergestellt sein. Es erscheint mir bemerkenswerth, dass diese Ornamente auch auf den Hacksilber-Schliessstücken wiederkehren. Dass es gelungen ist, alle 3 Gefässe nach Form und Grösse genau bezeichnen, das Münzgefäss sogar wieder vollständig zusammenbauen zu können, ist immerhin ein grosser Gewinn, denn schon allein aus diesen Gefässen würde man annähernd die Zeit bestimmen können, welcher der Fund angehört. Aus den Münzen natürlich, wie wir später sehen werden, ziemlich



genau. So viele Hacksilberfunde in Gefässen auch gemacht worden sind, — man hat das Hacksilber auch in Beuteln vergraben — nur selten ist es gelungen, die Gefässe selbst zu retten.

Ehe ich nun zur Beschreibung der Silberschmucksachen übergehe, will ich einige Mittheilungen über die Herkunft und den Zweck des Hacksilbers geben. Man hat in früheren Jahren diese Funde als „arabische“ Hacksilberfunde bezeichnet, weil man meinte, dass nur Arabien solch zierliche Schmucksachen aus diesem Metall herstellen konnte und weil in fast allen Hacksilberfunden arabische Münzen vorkamen. Die neueren Forschungen haben jedoch ergeben, dass diese Bezeichnung keine richtig gewählte ist und man besser daran thut, diese Funde kurzweg „Hacksilberfunde“ zu benennen. In Arabien können z. B. Schmucksachen nicht gefertigt worden sein, die Pferdchen und Reiter darstellen, und solche Stücke sind mehrfach in Funden der Mark und Pommerns beobachtet worden, weil den Muhamedanern die Nachbildung von Thieren und Menschen durch den Koran streng verboten ist. Viele Schmucksachen, insonderheit die Schliessstücke der Halsringe und Gürtel, zeigen ferner ein Dreieckornament, das sogen. Wolfszahnornament, das nicht arabischen, sondern nordischen Ursprungs ist. Einige Stücke mögen ja aus dem Orient herrühren, aber die meisten sind theils nordischen, theils griechisch-byzantinischen Ursprungs, wie aus Nachfolgendem erhellt.

Sophus Müller sagt in seinem Werke: Nordische Alterthumskunde 1898, Band II Seite 286: „Die Formen und Herstellungsarten mögen aus denselben Gegenden stammen wie die orientalischen Münzen, die Sachen selbst aber sind grösstentheils heimische Arbeiten. — — — Die eingestempelten Ornamente, besonders das Dreieck mit einem oder mehreren Punkten innerhalb, sind nicht, wie angenommen wird, ein Kennzeichen arabischen Fabrikates; mit denselben Stempeln sind nämlich auch rein nordische Formen ornamentirt, wie die kleinen Thorshämmer und die ovalen Bronzespangen. Man hat also hier wie schon so oft in früheren Zeiten das Fremde übernommen und sich zu eigen gemacht. Es wäre eine vollständige Verkennung der nordischen Arbeit, wollte man annehmen, dass der nordische Handwerker nicht im Stande gewesen sei, so feinen Schmuck herzustellen. Die vielen vortrefflich ausgeführten Sachen in Silberfiligran mit nordischen Thierornamenten und verschiedene mit Niello eingelegte Silberarbeiten stehen den arabischen Silberarbeiten keineswegs nach. Man muss sich auch vor Augen halten, wie fein und zierlich in der vorhergehenden Periode das Gold behandelt wurde. Die Arbeitstechnik, das Winden oder Flechten des Silberdrahts, die Form der Schmucksachen und endlich das Metall selbst, alles das aber ist fremd und eingeführt. — — Arabische Kaufleute kamen nach den Handelsplätzen an den Küsten der Ostsee und tauschten nordische Waaren gegen Silbermünzen und Schmucksachen ein, die zu Vorbildern für die nordische Industrie wurden.“

Geheimrath Ernst Friedel sagt in seiner geschichtlichen Beschreibung der Hacksilberfunde des Märkischen Provinzial-Museums, 1896, Seite 10: „Die geflochtenen Hals-, Arm- und Fingerringe der Hacksilberfunde halte ich für byzantinisch. Die schlichten Ringe sind wohl jene skandinavischen Bauge, von denen die nordischen Sagas erzählen. Auch anderes einfacheres Geräth, namentlich mit Knotenverschlingung, scheint aus dem Norden jenseits der Ostsee zu stammen, aus dänischer oder norwegischer Werkstatt, auf welche das irische Element nicht ohne Einfluss geblieben ist. Ebenso ist es möglich, dass die auch in Skandinavien ausgebildete Filigranarbeit sowohl auf dem Seewege von den bis ins Mittelmeer und Schwarze Meer schweifenden nordischen Wikingern, wie auf dem Landwege durch Waräger (Wäringer) nach Skandinavien gebracht worden ist. Nun finden sich auch eigenartig slavisch-stilisirte Silbersachen, ich meine die sog. Schläfenringe, kunstvoll verziert. Erwägt man nun, dass verschiedene slavische Völkerschaften unter byzantinischer Herrschaft standen und dass bei allen Slaven dieser Schmuck volksthümlich verbreitet gewesen ist, so liegt die Vermuthung nahe, die zierlichen Stücke dieses Volksschmuckes als im griechischen Gebiet entstanden anzusehen, andere mögen bei den Waräger-Russen und bei den kultivirteren Slaven z. B. in Prag verfertigt sein.“

Auch Dr. Götze erklärt in seinem Buche: „Vorgeschichte der Neumark“, 1897, die Schläfenringe für slavische Arbeit.

Nach diesen Ausführungen kann also von „arabischen“ Hacksilberfunden nicht mehr die Rede sein.

Welchen ursprünglichen Importweg nun das Hacksilber genommen hat, darüber hat sich Rudolf Virchow im Jahreshaft der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte zu Görlitz, 1894, wie folgt ausgesprochen: „Wir wissen, dass von Persien her ein Handelsweg zu Wasser über das Kaspische Meer bis zur Mündung der Wolga und von da auf der Wolga aufwärts nach der Hauptstadt Bulgar führte. In Bulgar war ein grösserer Markt, wo die Bevölkerung Russlands, und zwar finnische und slavische Stämme, mit Händlern aus dem Orient zusammen kamen, um ihre Produkte auszutauschen. Von da gehen die Räden quer durch Russland und weiter nach Schweden und dem nördlichen England einerseits, nach Polen und Ostdeutschland andererseits. In Böhmen und Oesterreich kennt man nur einige versprenzte Plätze.“

Geheimrath Friedel hat seiner Ueberzeugung dahin Ausdruck gegeben (a. a. O.), dass der Hacksilberverkehr aus dem uralten Handels- und Kulturstaat des Ostens, d. h. von China herrührt. Für diese Annahme spricht allerdings schon der Umstand, dass in China der Gewicht- und Hacksilberverkehr noch heutigen Tages herrscht; er erstreckt sich bis ins europäische Russland hinein. In Russland ist ferner der

Silberrubel\*) noch heute die Einheitsmünze. Später vermittelte der skandinavische Norden mit Hilfe von griechischen und jüdischen Händlern den Hacksilberverkehr zwischen den Wenden, Russen und Griechen bis an die Grenzen der muhamedanischen Länder.

Warum werden diese Funde Hacksilberfunde genannt und welchen Zweck hatte das Hacksilber? Wie bereits berichtet, herrschte zwischen Asien und Europa ein lebhafter Handelsverkehr, welcher als Grundlage ungemünztes Silber oder leinene Tücher\*\*) hatte, nicht aber geprägte Münzen. Zum ungemünzten Silber verwendete man Schmucksachen aller Art, Münzen, rohe Barren und dergl., die man auf kleinen Waagen abwog. Gewichte aus Bronze in Form von abgeplatteten kleinen Kugeln sind mehrfach im Hacksilber gefunden worden. Da es beim Bezahlen mit ungemünztem Silber lediglich auf genaue Feststellung des Gewichtes ankam, zerhackte man zur grösseren Bequemlichkeit die Schmucksachen, Münzen etc. in kleine Stücke und deshalb nennt man derartige Silbermassen Hacksilber. Silber war zur damaligen Zeit das gewöhnliche Werth- und Schmuckmetall. Diese Zeit beginnt mit dem 9. und endet mit dem 11. Jahrhundert. Um gewisse Gewichtstheile schneller bei der Hand zu haben, machte man auf die eingeschmolzenen Silberbarren (runde, viereckige und platte Stangen) Einkerbungen in regelmässigen Abständen. Auch unser Hacksilber zeigt solche Einschnitte.

Hugo Schumann sagt in seinem Buche: Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit, 1897 †): „Die Wenden führten keineswegs eine von allen übrigen Völkern abgeschnittene, einsame Existenz, sondern wir finden im Gegentheil bei ihnen weitverzweigte Handelsverbindungen. Die orientalischen Kauffleute holten aus dem Norden Sklaven, die bis Spanien und Egypten verschickt wurden, und die blauäugigen und blonden nordischen Slavinnen werden sogar von persischen Dichtern besungen. Ausserdem holte man Pelze††) (Fuchs, Luchs, Bär, Biber) und Häute, die im Orient zu kunstvollen Lederarbeiten gebraucht wurden, endlich auch Wachs, Honig und den stets begehrten Bernstein. Die wichtigste Handelsstadt des Nordens war damals unstreitig Julin,

\*) Rubel stammt von „rubit“ abhacken. Das Wort bedeutet also ursprünglich ebenfalls ein Stück Hacksilber.

\*\*) In dem Bericht des Ibrahim ibn Jakúb (Abraham Jacobsohn) über die Slaven aus dem Jahre 973 heisst es: Im böhmischen Lande verfertigt man dünne, sehr lose, wie Netze gewebte Tüchlein, die man zu nichts brauchen kann, die jedoch bei ihnen den festen Werth von  $\frac{1}{10}$  Pensé, (lateinisch pecunia, böhmisch peniez, deutsch Pfennig) haben und im Handel und Verkehr gebraucht werden. Sie gelten bei ihnen als baares Geld und man besitzt davon Kisten voll. Um diese Tüchlein sind die kostbarsten Gegenstände zu kaufen, wie Weizen, Sklaven, Pferde etc.“

†) Dieses leicht verständlich geschriebene, mit vielen Abbildungen versehene, vorzügliche Buch kann allen Denen zur Anschaffung bestens empfohlen werden, die sich über die Vorzeit unterrichten wollen. Preis 2 Mark.

††) Das Wort Kürschner, türkisch „kürkéi“ von „kürk“, (Pelz) mag auf diese Weise durch das Wendenland zu uns gedrungen sein.

das heutige Wollin. Nachdem die seemächtige ikinWgerburg (Jomsburg) daselbst durch König Magnus zerstört war (1043), erlebte es eine zweite hohe Nachblüthe als Handelsstadt des wendischen Nordens. Gleichzeitige Schriftsteller, wie der Domherr Adam von Bremen, wissen nicht genug zu erzählen von ihrer Grösse und Gastlichkeit. Griechen und Barbaren seien dort des Handels halber zusammengekommen, man habe ihnen alles erlaubt, nur die Ausübung christlicher Religionsgebräuche habe man ihnen verwehrt. Von dem Vorhandensein derartiger ehemaliger Handelsbeziehungen kommen alljährlich Reste zum Vorschein. Die wichtigsten derselben sind die Hacksilberfunde.“

Aus welchen Gründen mag man nun die zu damaliger Zeit doch einen sehr hohen Werth repräsentirenden Silberstücke vergraben haben? Diese Frage ist schwer zu beantworten. Vielleicht hat man den Schatz in Kriegsnöthen — die Slaven befehdeten sich oft genug selbst — versteckt, um ihn nach dem Frieden wieder zu heben. Vielleicht haben Händler ihre Vorräthe in dieser Weise deponirt, um sie nach Bedarf sich wiederzuholen. Welche Annahme auch zutreffen mag, immerhin wird das Schicksal derjenigen Personen, welche das Hacksilber versenkten, ein trauriges gewesen sein. Sie werden erschlagen oder als Kriegsgefangene fortgeschleppt und in die Sklaverei verkauft worden sein. Dass diese Funde in religiöser Absicht der Erde anvertraut sein sollten, wie es die Steinzeitmenschen thaten, ist meiner Meinung nach eine Deutung, die am wenigsten zutreffen dürfte, weil in diesem Falle es die Menschen nicht nöthig hatten, die einzelnen Silbersachen sorgfältig zu trennen in Münzen, Schmucksachen und eingeschmolzene Stücke und sie in Gefässen an mehreren Stellen zu vergraben, wie dies bei unserm Funde doch zweifellos geschehen ist. Ferdinand Friedensburg spricht sich in seiner Beschreibung des 1901 gemachten Silberfundes von Rudelsdorf, Kreis Nimptsch, (Beiträge zur Urgeschichte Schlesiens I 1902, S. 54) für die erstere Annahme aus, allerdings mit allem Vorbehalt.

Was nun den Verbreitungsbezirk der Hacksilberfunde betrifft, so reicht derselbe aus dem Innern von Russland, wo ausserordentlich zahlreiche Hacksilberfunde vorkommen, bis zur Elbe. Verhältnissmässig reich an solchen Funden sind auch die Provinzen Westpreussen, Schlesien, Posen und Pommern. Die Mark Brandenburg hat ebenfalls eine Anzahl Hacksilberfunde aufzuweisen. Aus unserer Uckermark sind mir folgende bekannt geworden: 1. Der Fund aus Niederlandin, Kreis Angermünde, aus dem Jahre 1876. Gesamtgewicht 1250 gr, darunter 1000 gr Münzen. Im Besitz des Märkischen Museums zu Berlin. 2. Der Fund aus Rutenberg, Kreis Templin, ein kleiner Fund, den das Königliche Völkermuseum zu Berlin aufbewahrt. 3. Der Fund aus Göritz, Kreis Prenzlau, ein grösstentheils aus Schmucksachen bestehender Fund, im Völkermuseum zu Berlin befindlich. 4. Der Fund aus Güstow, Kreis Prenzlau, ein unbedeutender Fund aus

wenigen Münzen und Hacksilberstückchen bestehend, ebenfalls im Völkermuseum zu Berlin. Zu diesen 4 Funden kommt nun unser Alexanderhöfer Fund hinzu, der schwerer und reichhaltiger als die vorgenannten ist, allerdings nicht so schöne Stücke aufweist, wie der Göritzer und theilweise auch der Niederlandiner Fund. Er hat ein Gesamtgewicht von rund 2850 gr., wovon auf die Münzen 1490 gr. entfallen. Ueber die einzelnen Stücke soll die nachfolgende Beschreibung Aufschluss geben. Hier mag vorweg hervorgehoben werden, dass sich unter den Schmucksachen ein höchst merkwürdiges Stück befindet, ein Amulet, das bisher einzig in seiner Art dasteht. Herr Dr. Bahrfeldt berichtet über dasselbe zum Schluss seiner Beschreibung der Münzen eingehend. Auffallend ist, dass sich in unserem Hacksilber kein einziger Schläfenring befunden hat, auch kein Bruchstück, das man einem solchen zusprechen könnte. Bestätigt wird durch unsern Fund das, was bereits vorher ausgeführt wurde: die nordische Herkunft des grössten Theiles der Schmucksachen. Das Amulet ist nordisch. Die Schliess- und Gürtelhaken, die halbmondförmigen Anhänger, die Armingfragmente u. s. w. haben ausgesprochen nordische Ornamente, können daher nicht arabischen Ursprungs sein.

Nach Form und Zweck werden die Hacksilberfunde eingetheilt in 3 Gruppen: a) Hacksilber im engeren Sinne, b) Schmuckgegenstände und abgehackte, verbogene oder zerbrochene Stücke von solchen und c) geprägte Münzen.

## A. Hacksilber im engeren Sinne.

1. R o h e G u s s p l a t t e n s t ü c k e, durch Zerhacken mit einem Meissel von grösseren Platten abgetrennt. Die Stücke sind theils plattenförmig, theils vierkantig, vielfach mit Schnitt- oder Hackkerben versehen und zeigen auf der oberen Plattseite walzenartige Rillen. Ein 42 mm langes, 5 mm starkes vierkantiges, nach den Enden zu sich verjüngendes Stück ist nach dem Guss bearbeitet, denn die Enden sind mittelst Schabung abgerundet; es hat das Aussehen eines kleinen Doppelbolzens. Die Plattenstücke sind 14 mm breit, 1—2 mm stark, bis 30 mm lang, die vierkantigen Stücke sind 6 mm stark, bis 30 mm lang. Das schwerste Stück wiegt 23 gr, das leichteste 2 gr. Das Gesamtgewicht aller Stücke beträgt 308 gr.
2. S t a b s t ü c k e v o n q u a d r a t i s c h e m Q u e r s c h n i t t, in Form moderner eiserner Drahtnägel, in Stärken von 3 bis 5 mm, in Längen von 8 bis 60 mm. Die längeren Stücke sind meistens zusammengebogen, einige sind schraubenartig gewunden — ich habe im Völkermuseum zu Berlin einen Halsring, aus einem schlesischen Funde stammend, gesehen, der aus solchen Stäben hergestellt war, man könnte daher diese Stücke auch zu den Bruchstücken von Halsringen zählen —, nur einige dieser Stäbchen zeigen Schnitt-

oder Hackkerben. Das kleinste Stück wiegt 1,5 gr, das grösste 14 gr. Das Gesamtgewicht aller Stücke beträgt 178 gr.

3. Runde Stabstücke, in Längen von 7 bis 70 mm, in Stärken von 1 bis 5 mm. Die stärksten Stücke sind nur 16 mm lang. Das leichteste Stück wiegt 0,3 gr, das schwerste 6 gr. Das Gesamtgewicht aller Stücke beträgt 176 gr. Die dünnen Stabstücke sind verbogen.
4. Dreikantige Stabstücke. Es sind nur 3 Exemplare im Gewichte von 7 gr vorhanden.

Das Gesamtgewicht dieser Hacksilberstücke beträgt hiernach 669 gr.

## B. Schmucksachen.

Die Schmuckgegenstände bestehen aus 3 vollständigen Halsringen, aus Theilen von solchen, aus einer Anzahl Schliessplatten und Bruchstücke von solchen, aus Fingerringen, Ohringen mit Gehängen und Bruchstücken von solchen, aus Anhängern, Hohlperlen und aus ebenso zahlreichen wie zierlichen Filigranfragmenten. Leider sind von diesen Schmucksachen nur sehr wenige ganz, die meisten sind abgehackt, zerbrochen oder verbogen. Die charakteristischen Stücke sind auf den zwei beigefügten Tafeln in natürlicher Grösse abgebildet.

1. Drei Halsringe aus gewundenem Draht (siehe Tafel I.) Sie sind in der Mitte lockerer, an den Enden fester gewunden. Die einzelnen Drahtfäden sind von gleichmässiger Stärke, an den Enden etwas dünner ausgeschmiedet. Die Anfertigung wird in der Weise geschehen sein, dass zunächst 2 Drähte zu einer Schnur zusammen gedreht, dann 3 bis 5 solcher Schnüre zu einem Ring strickartig aneinander gewunden wurden. Die Enden sind dann zusammengeschnitten und zu wohlgeformten Schliessplatten ausgearbeitet worden. Die letzteren enden in einen Haken bezw. in eine Oese. 2 Schliessplatten sind verziert, die eine (No. 2) mit Punkt- und Strich-, die andere (No. 3) mit Punkt- und Kreisornament. No. 1 ist ohne jede Verzierung. Ring No. 1 wiegt 87 gr und hat eine Länge von 45 cm excl. Schliessstücke, No. 2 wiegt 95 gr bei einer Länge von nur 34 cm excl. Schliessstücke und No. 3 wiegt 51 gr bei einer Länge von 36 cm exclusive Schliessstücke. Halsringe von gleicher Form und Ausführung kommen in fast allen grösseren Hacksilberfunden vor.
2. 98 Bruchstücke von Halsringen, meist zweidrähtig von 0,5 bis 3 mm Stärke. Bei 2 Bruchstücken ist um den stärkeren Draht ein ganz feiner gewunden. Ein solches Stück zeigt Tafel II Figur 1. Gesamtgewicht 165 gr.
3. 46 Schliesshaken und -Oesen, meist Bruchstücke, bis auf 2 verziert. Die Verzierung besteht bei fast allen Stücken aus dem Dreieckornament, das durch Punktreihen entweder am Rande

oder über der Spitze des Dreiecks eingefasst ist. Ein Haken zeigt statt des einen Punktes im Dreieck deren 6 und ausserdem als weitere Verzierung 4 zusammenhängende kleine Kreise in der Mitte. Ein besonders schönes Stück (No. 8) zeigt an beiden Seiten 2 durch eine Linie getrennte Punktreihen und in der Mitte dieser Reihen statt des Dreieckornaments Kreise mit einem Punkte darin. Hier ist das Ornament nicht eingestanz, wie bei den anderen Stücken, sondern erhaben. 8 verschieden verzierte Stücke zeigen die No. 2—9 auf Tafel II. Gesamtgewicht 110 gr.

4. Gürtelschliessen, aus dünnem Blech hergestellt, das in der Längsaxe durch einen Grad verstärkt ist; ein Ende ist zu 2 Oeren aufgerollt, die zur Befestigung an einem Riemen oder Band mittelst Aufnähen dienen (No. 12), das andere Ende läuft in einen Haken aus (No. 11). Es sind nur Bruchstücke, 22 an der Zahl, im Gewicht von 16 gr vorhanden. Die Verzierung ist ähnlich der auf den Schliesshaken befindlichen. (No. 10—12.)
5. 2 Fingerringe und 11 Bruchstücke von solchen. Sie sind aus dünnem Draht gefertigt. Ein Ring, der unter No. 13 abgebildete, ist aus 2 feinen Drähten schnurenartig zusammengewunden. Gesamtgewicht 6 gr.
6. Ohrringe, Anhänger, Perlenklunker, Hohlperlen usw. Die meisten dieser Zierratstücke sind aus feinem Filigran hergestellt, von wunderbar zierlichen, hohes Kunstverständnis verrathenden Formen, wie dies aus den Stücken No. 22, 26, 33, 34, 37 und 38 besonders ersichtlich. 3 Ohrringe sind vollständig erhalten, auf den dünnen Draht sind bei zweien 3, bei dem dritten 2 Perlen aufgezogen. (No. 14.) Die halbkreisförmigen Gehänge tragen an ihren feinen geflochtenen Kettchen (5 an der Zahl) dünne verzierte, theils viereckige, theils runde Blechplättchen. An einigen Kettchen sind auch Hohlperlen — bei unserem Funde unverzierte -- angebracht. (No. 16 bis 22, 29, 30.) Ein ganz ähnliches Stück wie unsere No. 16 befindet sich im Silberfund aus Tempelhof, der im Märkischen Museum zu Berlin aufbewahrt wird. Zahlreich sind die Hohlperlen, die auf einen feinen Draht zu einer Kette aufgezogen, als Halsschmuck dienten. Leider sind die meisten zerdrückt. Auch die in nur geringer Zahl vorhandenen Perlenklunker sind meist zerdrückt; ein noch gut erhaltenes Stück ist No. 48. Von den Anhängern sind besonders erwähnenswerth a) das mit 4 Zierbüchsen versehene Stück No. 33, b) die Stücke 34 und 38 mit Bänderornamentik, wie solche sich auf nordischen Geräthen in ganz ähnlicher Weise befindet und c) das Stück No. 37, wohl das schönste dieser ganzen Abtheilung. Gleiche Stücke sind im Niederlandiner Silberfund (ebenfalls im Märkischen Museum) vorhanden. Im Uebrigen siehe die Stücke No. 14—38, Tafel II. Gesamtgewicht 57 gr.

7. 1 K n o p f, ein Stück, das bisher meines Wissens noch in keinem Hacksilberfund beobachtet worden ist. Die Oesenöffnung ist ausgestanzt, das Oesenband aufgenietet. Er ist aus dünnem Blech hergestellt, die Aussenseite ist glatt, die Innenseite durch Punktreihen verziert. Da eigentlich immer nur die Schauseite die Verzierung aufweist, so hat das Stück möglicherweise einem anderen Zweck als dem bezeichneten gedient. Gewicht  $1\frac{1}{2}$  gr. (No. 39.)
8. 1 H ü l s e, aus dünnem Blech, die Ränder umgebogen, 20 mm lang, Durchmesser 9 mm. Gewicht  $1\frac{1}{2}$  gr. (No. 40.)
9. 26 B r u c h s t ü c k e v o n Z i e r r a t a l l e r A r t. Gleich das erste Stück dieser Abtheilung (No. 41) ist ein interessantes durch die Dreieck-, Wecken- und Linienverzierung und das cylindrische Charnier. Es ist ein Bruchstück eines halbmondförmigen Anhängers, wie genau ein gleiches der Leissower Fund (Friedel, a. a. O. Tafel III No. 7) aufweist. Ein vollständiges Exemplar besitzt das Museum zu Stockholm, abgebildet in Montelius, „les Temps préhistoriques en Suède“, Seite 254, Figur 353. Ganz ähnliche halbmondförmige Anhänger finden sich auch in den altslavischen Kurganen\*) Russlands. (Verh. 1892 S. 459.) Das Stück No. 56 ist ein Bruchstück gleicher Art. No. 54 hat ebenfalls ein Charnier und wird vorstehendem Stück zuzutheilen sein. Das Stück No. 42 zeigt auf einer Blechplatte ein S aus Filigran, auf der Rückseite ist eine Oese angenietet. Für den Nachweis eines Seitenstückes würde ich dankbar sein. Das Stück No. 44 ist durch das Kleeblattornament bemerkenswerth, das Stück No. 58 durch die Doppelreihe kleiner Buckel. Aehnliche Buckel befinden sich auf dem Stück No. 53. Die No. 46 und 47, kleine Krönchen, sind Aufsätze auf Perlen, die als Bommeln zu Ohringen gehören, wie solche vollständig im vorerwähnten Tempelhofer Silberfund vorhanden sind. No. 45 ist ein noch vollständig erhaltenes Stück solcher Bommel, jedoch in anderer Form. Ein eigenartiges Schmuckstück stellt das sechskantige, nach unten sich verjüngende Bommelstück (No. 43) dar. Die Stücke No. 59 und 60 sind Reste eines massiven Arminges; sie haben dasselbe Ornament wie der Armring bei Montelius, „Antiquités suédoises“, Fig. 597 und 599, aus Gotland. Die übrigen Stücke zeigen Dreieck-, Wellenlinien- oder Punktornamente. (No. 41—61). Gesamtgewicht 35 gr.
10. U n b e s t i m m b a r e, ganz feine, grösstentheils aus dünnstem Blech bestehende B r u c h s t ü c k e im Gewicht von 65 gr.

Das Gesamtgewicht dieser Schmuckgegenstände beträgt 690 gr, nur 21 gr mehr als die vorhergehende Abtheilung, das Hacksilber im engeren Sinne.

**A. Mieck.**

---

\*) Praehistorische Grabhügel in kreisrunder, pyramidenartiger Form.



## C. Die Münzen.

Mir ist vom Vorstande des Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins die Bearbeitung des Inhaltes an Münzen übertragen worden, eine Aufgabe, der ich mich um so bereitwilliger unterzogen habe, als mir auf diese Weise Gelegenheit gegeben wird, dem Vereine einen Theil des Dankes abzutragen, den ich ihm schulde.

Das Studium solcher Funde ist im Allgemeinen geboten im Hinblick darauf, dass durch sie die alten Verkehrsadern vom Morgenlande bis in unsere Gegenden und darüber hinaus nach den nordischen Reichen festgelegt werden. Und die Wichtigkeit der Bestimmung des Münzinhaltes, im besonderen bei den Funden der Hacksilberperiode, die bei uns bis gegen das Jahr 1100 reicht, erhellt, ganz abgesehen von dem Gewinne, den die numismatische Wissenschaft daraus zieht, allein schon aus dem Umstande, dass erst durch die Münzen darin als sichere Verkünder der Länder, Regenten, Prägeorte und Prägejahre, die sie erzeugt, die sonstigen Fundbeigaben und die Gefässe, die sie umschlossen, nach ihrem Alter zuverlässiger bestimmt werden können. Ohne die Erfahrungen aus den Münzen würde das nicht möglich sein.

Unser Fund, soweit er gemünztes Silber enthielt, hatte im Ganzen ein Gewicht von 1490 Gramm, darunter befanden sich 228 ganze Münzen — ein Amulet No. 124 mitgezählt — und 132 halbe Münzen, der Rest bestand in kleinen Münzbruchstücken. Die letzteren sind von mir trotz ihrer Winzigkeit einzeln genau geprüft worden und gerade unter ihnen, aber erklärlich durch ihre grosse Masse, haben sich verhältnissmässig viele gefunden, die zur Bereicherung und Vervollständigung der hier auftretenden Münzreihe beigetragen haben.

Die Münzen reichen von etwa dem Ausgange des 9. bis ins letzte Fünftel des 10. Jahrhunderts, umfassen also einen Zeitraum von rund 100 Jahren. Die älteste mit lesbarer Jahrzahl versehene (samanidische) Münze darunter ist aus dem Jahre 301 der Hedschra, d. i. 913 nach Christi Geburt. Für die nichtarabischen Münzen bestand der Gebrauch der Jahresangabe auf ihnen damals noch nicht; die jüngsten unter ihnen müssen aber nach numismatischer Erfahrung bald nach dem Jahre 983 geschlagen sein.

Alle Münzen sind von Silber. Abgesehen von den arabischen Dirhems und den byzantinischen Stücken werden die Münzen mit dem allgemeinen Namen Denar (Pfenning) benannt. Die seltener vorkommenden und auch in unserm Funde nur vereinzelt auftretenden Obole (Halbdenare, Halbpfenninge, Hälblinge) habe ich als solche besonders bezeichnet.

### I. Morgenländische Reiche:

Die Funde von Denaren aus der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit, die etwa bis zum Jahre 1020 in die Erde gelangt sind, führen als Bestandtheil, bisweilen in erheblichem Umfange, regelmässig

auch arabische Münzen. Nach diesem Zeitpunkte vermindern sie sich in den Funden, bis sie in denen von etwa 1050 abwärts gänzlich aufhören. Unser Fund führt dem Gewichte nach etwa 60 % solcher Stücke, die leider meist in grösseren und kleineren Bruchstücken bestehen, wie das gewöhnlich der Fall ist; nur 10 St. ganze Exemplare fanden sich darunter.

Diese arabischen Stücke — um bei dem üblichen allgemeinen Namen zu bleiben, mit dem man dies Geld aus den Ländern des Islam bezeichnet — gehören der Regel nach auch in den Funden zu den ältesten Münzen, abgesehen von den vereinzelt darin vorkommenden römischen Denaren. Auch in dem Funde von Alexanderhof sind sie die ältesten und gehen bis in die Sassaniden-Zeit hinauf.

### Dynastie der Sassaniden.\*)

1. Dirhem, muslimischen Ursprunges, von sassanidischem Typus, den Namen des Gegenchalifen Abdallah ibn Zubair führend. Sehr selten, aber nur vorhanden in 1 Bruchstück.  
Vgl. Nützel, Kgl. Museen zu Berlin. Katalog der orientalischen Mzn. Bd. I, No. 144.

### Abbâsiden.

el-Muktadir billah, 295—320 der Hedschra = 908—932 n. Chr.

2. Dirhem aus der Prägestätte Médinet-es-Salâm, mit nicht sichtbarer Jahrszahl.  $\frac{2}{2}$  St.  
Médinet-es-Salâm ist der arabische Name für Baghdâd.

3. Dirhem von el-Kúfa. Von der Jahrszahl nur erkennbar . . 9 der Hedschra.  $\frac{1}{2}$  St.

er-Râdî billah, 322—329 d. H. = 924—940 n. Chr.

4. Dirhem von el-Basra. Jahrszahl nicht mehr vorhanden.  $\frac{1}{2}$  St.

### Samaniden.

Ismail ibn Ahmed, 279—295 d. H. = 892—907 n. Chr.

5. Dirhem mit nicht erkennbarem Orte und unleserlicher Jahrszahl.  $\frac{1}{2}$  St. u. 2 Br.

Ein Bruchstück ist mit einem aufgenieteten Henkel versehen, ein Beweis dafür, dass der Dirhem, als er in vollkommenem Zustande sich befand, als Schmuck getragen worden ist. Wir begegnen weiterhin noch ein paar Münzen, die als Schmuck gedient haben.

Ishâq, um 300 d. H. = 912 n. Chr.

6. Dirhem vom Jahre 301 d. H. = 913 n. Chr. Ortsangabe nicht mehr vorhanden. 1 Br.  
Nasr II. ibn Ahmed, 301—331 d. H. = 913—943 n. Chr.
7. Dirhem von Samarkand, geprägt 327 d. H. = 938—939 n. Chr. Die andern mit nicht erkennbarer Jahrszahl.  $\frac{4}{2}$  St.
8. Prägestätte esh-Shâsh, von 328 (939—940) und von 31. d. H. 2 St.

\*) Die arabischen Münzen nach Bestimmung des Herrn Dr. H. Nützel in Berlin.

9. Prägestätte Naisâbûr. 1 Br.  
 10. Ort nicht erkennbar, Jahr meist undeutlich, 1 Stück hat 32. d. H.  
 $\frac{4}{2}$  u. 2 Br.

N û h I. i b n N a ş r, 331—343 (942—954).

11. Prägestätte Samarkand mit fehlender Jahrzahl, und Naisâbûr an-  
 scheinend von 338 d. H. 2 Br.  
 12. Ortsangabe fehlt, Jahr 338 d. H.  $\frac{1}{2}$  St.  
 13. Dirhem von esh-Shâsh, Jahr 341 (952) und 342 (953). 2 St.

◁ A b d - e l - M e l i k i b n N û h, 343—350 (954—961).

14. Dirhem von Buchârâ aus dem Jahre 347 (958).  $\frac{1}{2}$  St.  
 15. Mit mangelnder Jahrzahl von esh-Shâsh.  $\frac{1}{2}$  St.  
 16. Vom Jahre 349 (960) und mit fehlender Jahrzahl, auch mangelnder  
 Ortsbezeichnung. 2 Br.

M a n ş û r I. i b n N û h, 350—366 (961—976).

17. Dirhem von Samarkand, Jahr weggebrochen. Die Rückseite hat  
 omajjadische Legende. Selten, aber leider nur 1 Br.  
 18. Samarkand, Jahr 354 (965).  $\frac{2}{2}$  St.  
 19. Undeutliches Jahr, anscheinend Prägeort esh-Shâsh.  $\frac{1}{2}$  St.  
 20. Prägeort Ghazna (sic!), Jahr?  $\frac{1}{2}$  St.  
 21. Barbarische Nachprägungen samanidischer Dirhems.  $1\frac{1}{2}$  St. u. 4 Br.

### Hamdaniden.

N a s i r - e d d a u l a, 317—358 (929—968) und S a i f - e d d a u l a,  
 333—356 (944—967).

22. Dirhem von Medînet-es-Salâm (Baghdad), aus dem Prägejahre 331  
 (942/943). 1 St.

### Bujiden (Buwayhiden).

◁ J m â d - e d d a u l a.

23. Dirhem 326 (937/938) von Sirâf. 1 Br.  
 24. Desgl. 334 (945) von Fesâ. 1 St.  
 25. Unkenntliches Jahr. 1 Br.

◁ A d u d - e d d a u l a, 338—372 (949—982).

26. Ort und Jahr nicht kenntlich. 2 Br.

### Zijariden.

W a s h m e g i r, 323—356 (935—967).

27. Dirhem von 334 (945), Ort unkenntlich. 1 St.

### Abu Daudiden.

A b û D â û d, etwa 290 (ca. 900).

28. Dirhem ohne Ortsangabe. 1 St.

### Südarabien.

29. Vorläufig nicht näher zu bestimmende kleine, dünne Silbermünze  
 mit beiderseits Schrift. 1 St.

30. Ein ungeprägter Schrötling zu einem Dirhem. 1 Br.  
 31. Kleine, nicht bestimmbar Bruchstücke von arabischen Münzen. 770 Gm.

## II. Byzantinisches Reich.

Constantin X., Phorphyrogenitus u. Romanus II., 948—959.

32. Von den 5 Zeilen Schrift nur noch in den beiden letzten zu lesen  
 €Ĥ X'Ω ΕΥΣΕβ' | b'RΩΩΕΟĤ Rs. Vom Kreuze nur das Fussende  
 und von der Umschrift ĤS . . . . . ICA sichtbar. 1 Br.  
 Sabatier, Description générale d. monn. byzant., Tab. XLVII, 1.

Nikephoros II., 963—969.

33. Aufschrift in 5 Zeilen —✱— | +ĤICĤF, | €Ĥ X'Ω AVΛΘ | CRAÇ,  
 ΕΥΣΕβ' | bASILEVS | ΡΩΜΑΙΩ' | —✱— Rs. +ĤSĤS XRI =  
 SÇĤS ĤICA \* Grosses Kreuz, belegt in der Mitte mit einem Vier-  
 passe, darin das Brustbild des Nikephoros mit  $\frac{H}{I} = \frac{C}{F}$  an den Seiten.  
 1 St. u. 1 Br.

Sabatier l. c. Tab. XLVII, 13.

Johannes I. Zimesces, 969—976.

34. Fünf Zeilen Schrift, davon erhalten + . . . . . | €Ĥ X'Ω . . . . . |  
 CRAT,€ . . . . . | bASIL . . . . . | ΡΩΜΑ . . . . . | —✱— Rs. Grosses  
 Kreuz, belegt in der Mitte mit einem Kreise, darin das Brustbild  
 des Johannes mit  $\frac{I}{\omega} = \frac{A}{h}$  an den Seiten.  $\frac{1}{2}$  St.  
 Sabatier l. c. Tab. XLVII, 19.

## III. Italien.

### Mailand.

Otto II., 973—983.

35. Denar. +IM . . . . . ΔTOR Im Felde  $\overset{0}{T}^0$  Rs. HI . . . . . | +MED |  
 IOLA | (VGA)  $\frac{1}{2}$  St.  
 Vgl. Collectio Montenuovo No 4292.

### Pavia.

Otto I. und Otto II., 962—973.

36. +IH . . . . . OR Im Felde  $\overset{0}{T}^0$  Rs. . . . . . IVS REX Im Felde  
 PΔ | ΠII | . . . . . 1 Br.  
 Vgl. Montenuovo No. 4466.

### Lucca.

Otto III., 983—1002.

37. +I(H) . . . . . OR Im Felde  $\overset{0}{T}^0$  Rs. . . . . . IVS REX Im Felde  
 L\ | C. 1 Br.  
 Montenuovo No. 5446.

Die Inschrift im Felde der Rückseite heisst ergänzt LV | CA.

Die Zuteilung von No. 35—37 an Otto I., II. oder III. ist nicht  
 unbedingt sicher.

## IV. England.

Ethelred II., 978—1013 und 1014—1016.

38. Von den Umschriften nur sichtbar Hs. LRED Rs. IHDD 1 Br.  
Diese und die sonstigen Spuren der Darstellung im Felde sichern das Vorliegen einer Ethelredmünze der älteren Arten dieses Königs. Es ist der Typus mit Kopf nach links und Rs. kleinem Kreuz im Felde: Hildebrand, Anglosachsiska mynt i svenska kongl. myntkabinettet Tab. 2, Typ. A.

Für die Beurtheilung des Alters des vorliegenden Fundes ist die genaue Feststellung dieses Bruchstückchens von Wichtigkeit; ich komme weiterhin darauf zurück.

## V. Dänemark.

Hedeby (Schleswig).



39 P



39 a

39. A—Z, a—f. Halbbracteate. Nachahmung der dürstädter Denare Karls des Grossen in 31 Varianten. 69 St.  
Hauberg, Demi-bracteates danoises au type de Duerstede: Congrès international de numismatique à Bruxelles p. 409, No. 1—8. Hauberg, Myntforhold og Udmyntninger i Danmark indtil 1146, Tab. I, No. 1. 69 St. = 18,40 Gm.
40. Vom Typus der Halbbracteaten unter No. 39, aber zerknittert und schlecht erhalten. 26 St. = 6,20 Gm. 26 St.
41. Desgleichen  $3\frac{1}{2}$  Stücke u. 14,20 Gm. Bruch.

Die Urstücke Karls des Grossen, denen diese sogenannten Halbbracteaten in roher Weise nachgeahmt sind, tragen auf der Hauptseite den Regentennamen [R | LVS in zwei Zeilen und auf der Rückseite den Namen der Münzstätte DOR | STAD = Duerstedt. Lange schon sind diese Nachahmungen bekannt. Sie haben die numismatischen Forscher wiederholt beschäftigt. Man sah sie früher als polnische, dann als friesländische Gepräge an, bis ihnen Hauberg in seiner oben an erster Stelle citirten Abhandlung einen sicheren Platz in Dänemark anwies. Dabei ist man stehen geblieben.

Hauberg nahm diese Pfenninge für die Zeit von etwa 920 bis 930 in Anspruch und suchte ihren Ausgangspunkt in dem alten Roeskilde. Gegen diese Altersbestimmung habe ich in meiner Abhandlung über den Silberfund von Leissower Mühle S. 27 Einspruch erhoben. Mir schienen diese Pfenninge, nach ihrem Vorkommen in den sicher zu datirenden Funden, jüngeren Ursprunges und zwar erst in des 10. Jahrhunderts zweiter Hälfte unter Harald I. Blaatand geschlagen zu sein, der 986 starb und 965 Christ geworden war.

Meine Einwendungen gegen Haubergs Altersbestimmung haben insofern Erfolg gehabt, als er in seinem neuen, höchst verdienstlichen Werke, dem oben genannten Myntforhold og Udmyntninger i Danmark indtil 1146, diese Halbbracteaten nunmehr in der Zeit von 940—960 entstanden sein lässt, übrigens sie auch jetzt der Münze zu Hedeby (Schleswig) überweist. Ob sich im Verlaufe der Zeit mehr Momente ergeben werden, die eine noch sicherere Unterbringung dieser Pfenninge ermöglichen, müssen wir abwarten. Unser Fund trägt dazu nicht bei, indessen hat er immerhin das Auffällige, dass er, der um das Jahr 985 in die Erde gerathen sein wird, — entgegen den sonstigen Erfahrungen, nach denen die vor dem Jahre 1000 liegenden Funde unserer Gegenden diese Sorten nur vereinzelt bisher enthielten —, in nicht unerheblicher Zahl sie mit sich führt. Auch darauf ist noch aufmerksam zu machen, dass das Gewicht aus unsern Fundstücken: 95 Stück = 24,60 Gm., d. i. im Durchschnitt 1 Stück = 0,259 Gm., wesentlich niedriger steht, als das von Hauberg mit 1 Stück = 0,35—0,56 Gm. angegebene.

42 A—D. Halbbracteaten gleicher Herkunft. Vier Varianten.  $\frac{5}{2}$  St.

Diese Stücke sind noch mehr entartet als diejenigen unter No. 39—41: Hauptseite und Rückseite lassen von den ursprünglichen Namen nichts mehr erkennen, sondern zeigen nur noch Kreuze, Striche, Dreiecke, Bogen, Kugeln u. dergl.

Es sind vorhanden

42 A =	Hauberg, Demi-bract.	8 u.	$\frac{1}{2}$ St.
42 B =	„	9 „	$\frac{3}{2}$ „
42 C =	„	13 „	$\frac{1}{2}$ „
42 D =	„	11 „	$\frac{1}{2}$ „

Man ist darin einig, dass diese zweite Gruppe etwas jünger ist, als die erste, auch sind diese Stücke seltener und kommen in den Funden bei uns zu Lande immer nur vereinzelt vor. Im Sonstigen gilt allgemein auch für sie das vorher bei der ersten Gruppe Gesagte.

## VI. Böhmen.

### Prag.

Boleslaus I., 936—967.

43. Denar. +∞V . . . . . Schwert mit Dreieck oder blattartigem Beizeichen darunter. Rs. +ΔD Giebel, mit grossem, von Kugeln begleiteten E darunter.  $\frac{1}{2}$  St.

Fiala, Ceske denary Tab. I, 15.

44. BOLEZ . . . . . Kreuz mit je drei Kugeln im 2., 3. und 4. Winkel. Rs. PRAGV . . . . . Giebel mit PER darunter. 2 Bruchst.

Fiala l. c. Tab. II, 4.

Die Umschriften sind die auf diesen Sorten üblichen und zu ergänzen zu Hs. BOLEZLAVS DVX, Rs. PRAGA CIVITAS. Der Denar ist danach in Prag geschlagen worden. Das PER deutet den Namen des Münzmeisters an, der übrigens nicht allein auf böhmischen Münzen

erscheint, sondern auch auf deutschen gleicher Zeit aus den Prägestätten Salzburg, Nabburg, Regensburg auftritt, wie denn überhaupt die früheren engen Verkehrsbeziehungen zwischen Böhmen und Bayern mancherlei Typengleichheit auf den beiderseitigen Münzen erzeugt haben.

Boleslaus II., 967—999.

45a. +DOF . . . A DAX Kreuz mit Kugel im ersten, drei Nägeln im zweiten, je einem Ringel im dritten und vierten Winkel.

Rs. PTIVIO AΘ . . . Giebel, darunter ONO 1/2 St.

Zu Fiala Tab. II, 12. Wie Fiala 102.

Die Umschrift der Rs. steht rückläufig und ist PRAGA CIVITAS aufzulösen. Der Münzmeister ONO (auch ONC) kommt auf böhmischen Denaren häufig vor.

45b. Wie vorher mit

Hs. . . OFZΓVΛ und Rs. . . . ΔCIAITV 1/2 St.

46. +XΛQ: ΔVTZETIOΘ, also rückläufig und mit verkehrt stehenden Buchstaben (d. i. rückwärts) Boleslaus dux. Kreuz mit Kugel im ersten, zweiten und vierten, Ringel im dritten Winkel.

Rs. + · DP · D (RΛO) ΔCIV Giebel mit Münzmeisternamen VV 1 St.

Die Rückseitenumschrift ist wieder (etwas verwildert) Praga civitas.

Zu Fiala II, 18.

### Melnic.

Emma, Gemahlin Boleslaus II., Tochter König Konrads  
v. Burgund, † 1006.

47. Denar. 1 Bruchst.

Vollständige Exemplare dieses äusserst seltenen Pfennings zeigen auf der Hs. die Umschrift Emma regina und deren Brustbild nach rechts mit einem Kreuze vor der Brust, auf der Rs. Melnic civitas und im Felde die Hand Gottes zwischen  $\Lambda$  und  $\omega$ . Der Denar ist die Nachahmung eines englischen Münztypus. Die Stadt Melnic gehörte zum Leibgedinge der Königin Emma.

## VII. Deutschland.

### Lothringen.

#### Metz.

Bischof Theodorich I., 964—984.

48. Denar. Kirche und der Stadtname, sowie des Bischofs Name und Titel in der Umschrift. Rs. Kreuz mit OTTO in den Winkeln vertheilt und dem Kaisertitel in der Umschrift. Leider nur 1 Bruchst.

Dannenberg, die deutsch. Mzn. der sächs. u. fränk. Kaiserzeit No. 13.

### Flandern.

#### Lüttich.

Otto III., 983—1002.

49. +OTTO . . . . . REX Diademirtes Brustbild nach links.

Rs. S | LEDGI | (A) in drei Zeilen.

1 Stck.

Zu Dannenberg 192.

Leodium, Leodicum, Lethgia, Ledgia und ähnlich ist der Name für Lüttich, woselbst dieser Denar entstanden ist.

## Rheinlande.

### Cöln.

Otto I., 936—973.

50. +ODDO+REX Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel.  
Rs. S | COLONIA | A 1 St.  
Zu Dbg. 329, wo aber Z steht.  
Besonders gross im Schrötling und mit grossen, unförmigen Buchstaben versehen.
51. Wie No. 50, aber mit Hs. +ODDO+REX  
und Rs. Z | COLONIA | A 1 St.
52. Wie No. 51, aber mit Hs. +ODDO+ER+  
Dbg. 329a. 5 St.  
Auch No. 51 und 52 haben die Buchstaben in der Art von No. 50.
53. Nachahmungen vom Typus Dbg. 329. 6 u.  $\frac{5}{2}$  Stck.
54. +OTTO REX Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel.  
Rs. S | COLONII | A C 3 St.  
Dbg. 331.
55. Mit dem Cölner Stadtnamen. 9 Bruchst.  
Vom Typus Dbg. 329 u. 331.

Otto III., 983—1002.

56. Obol mit Königsnamen auf der Hs. und dem Stadtnamen auf der Rs. 1 Br.  
Dbg. 336.

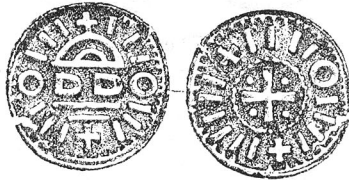
## Sachsen.

### Unbestimmte ostsächsische Prägestätte.

Zu den ältesten Geprägten des Sachsenlandes, wo schon unter König Heinrich I., 919—936, geprägt sein wird, gehören die sogenannten Wendenpfenninge, bezeichnender Sachsenpfenninge genannt, da sie weder von den Wenden, noch für die Wenden geschlagen worden sind. Sie haben als charakteristisches Merkmal einen auf beiden Seiten des Schrötlings erst nach der Ausprägung des Münzbildes aufgekippten scharfen Rand, über dessen Zweck eine befriedigende Erklärung sich bisher nicht hat finden lassen. Sie ahmen die ältesten Herzogsdenare aus der Münzschmiede zu Regensburg nach, oder die Karolingerdenare mit dem viersäuligen Tempel, oder die magdeburger Pfennige mit Kirchengebäude und dem Spruche in nomine domini amen, oder deventersche Denare Heinrichs II. oder andere deutsche Münzen. Die jüngsten Sorten von ihnen scheinen nach dem Jahre 1100 bei uns nicht mehr im Umlaufe gewesen zu sein, wenigstens bringen die Funde, die nach diesem Jahre liegen, sie nicht mehr. Unser Fund hat nur die ältesten Sorten enthalten.



57. Denar. Kirchengiebel mit Querschrift OTTO. Statt der Umschrift Striche, unten durch  $\bigcirc$  unterbrochen. Rs. In einem Perlkreise Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel; statt der Umschrift Striche, dreimal durch  $+\bigcirc+$  unterbrochen. 1 Br.  
Dbg. 1327.
58. Wie vorher, aber mit der Querschrift ODDO Rs. Wie vorher.  $2\frac{1}{2}$  St.  
Zu Dbg. 1328, wo die Umschrifttrennung der Rs.  $\bigcirc+\bigcirc$  vorhanden ist.
59. Desgleichen, aber auf der Rs. mit  $+\bigcirc+$  als Umschrifttrennung. 1 St.
60. Wie No. 59, aber auf der Hs. unten mit  $\bigcirc$  anstatt  $\bigcirc$  1 St.
61. Mit Querschrift O:D:D:O und Umschrifttrennung  $\bigcirc$  Der Kirchengiebel ist oben gerundet. Rs. Wie bisher, aber mit  $+\bigcirc+$   $\frac{1}{2}$  St.
62. Mit ODDO, sonst wie No. 61. 1 St.



63

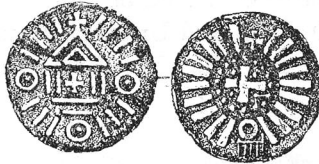
63. Wie No. 62, aber auf der Hs. unten das Trennungszeichen  $+$  anstatt  $\bigcirc$  1 St.
64. Mit ODDO unter spitzem Giebel, unten  $\bigcirc$  Rs. mit  $\bigcirc+\bigcirc$   $\frac{3}{2}$  St.
65. Wie No. 64, aber mit  $\bigcirc\text{DD}\bigcirc$  u. Rs.  $+\bigcirc+$   $1\frac{1}{2}$  St.
66. Desgl. mit ODDO, unten  $\bigcirc$  Rs.  $++$  1 St.
67. Mit ODDO oder ODDO  $1\frac{1}{2}$  St. u. 23 Br.



68

68. Obol. Der Giebel mit ODDO, unten in der Strich-Umschrift  $\bigcirc$  Rs. in der Strich-Umschrift  $+\bigcirc+$  2 St. u. 3 Br.
69. Denar. Viersäuliger Tempel mit  $+$  darin, darunter  $-|-|-|-|-$  Die Umschrift wie bisher aus Strichen bestehend, unterbrochen an den Seiten und unten durch je einen  $\bigcirc$  Rs. In einem Perlkreise Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. Die Strichumschrift durch  $+$  und  $\bigcirc$  unterbrochen. 6 St.  
Dbg. 1325.  
Der Schrötling wechselt im Durchmesser von 19—22 Mm. Ein Stück ist zweimal durchlocht und als Schmuck getragen worden.
70. Viersäuliger Tempel mit Kreuz darin; die Strichumschrift ohne Unterbrechung durch Ringel oder Kreuz. Rs. Wie No. 69. 1 St.
71. Der Tempel nur mit zwei Säulen versehen. Rs. Wie No. 69, aber mit  $+\bigcirc+$   $\frac{1}{2}$  St.

72. Mittelgrosse, dünnere Pfennige als bisher, aber keine Obole.
- a) Viersäuliger Tempel mit + darin, die Strichumschrift an den Seiten und unten durch je einen ○ unterbrochen. Rs. Im Perlkreise Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel, die Strichumschrift durch + und  $\begin{array}{c} \circ \\ -|-|-|-|-| \end{array}$  unterbrochen. 3 St.
- b) Wie No. 72a, aber auf der Rs. in einem Winkel  $\wedge$  und in der Umschrift  $\begin{array}{c} \circ \\ -|-|-|-|-| \end{array}$  1 St.

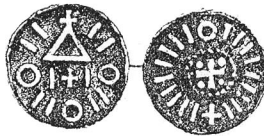


72 c

- c) Wie No. 72b, aber auf der Hs. mit den Trennungszeichen  $\circ \circ \circ$  1 St.
- a—c: 5 St. zusammen 3,55 Gm.

Das kammähnliche Zeichen  $-|-|-|-|-|$ , das überhaupt nur auf den Sachsenpfennigen zu beobachten ist, kam bisher nur auf der Tempel-seite derselben vor, hier erscheint es zuerst auf der Kreuzseite.

73. Zu No. 69 bis 72  $^{10}/_2$  St. u. 55 Gm. Bruchst.
- 74a. Obol. Viersäuliger Tempel wie bisher und  $\circ \circ \circ$  in der Strichumschrift. Rs. Kreuz wie bisher und  $\begin{array}{c} \circ \\ + \end{array}$  in der Strichumschrift.  $^{1}/_2$  St. Zu Dbg. 1970, wo die Hs.  $\circ \circ +$  hat.



74 b

- 74b. Wie 74a, jedoch hat der Tempel nur zwei Säulen. 1 St.
75. Denar. Viersäuliger Tempel und  $\circ + \circ$  Rs. Das Kreuz in einem Kreise von sehr starken Kugeln und  $++ \circ$  3 St. Zu Dbg. 1325 b.
76. Desgleichen, jedoch mit  $++ \circ$  auf der Rs. 1 St. Die Sorte No. 75 und 76 hat einen besonders hohen, scharf aufgetriebenen Rand und ist etwas plump gearbeitet. Sie ist indessen nicht zu verwechseln mit der noch roher geprägten folgenden
77. Tempel (meist garnicht ausgeprägt). Rs. Breitschenkliges Kreuz mit Kugel in jedem Winkel. Statt der bisherigen Striche in der Umschrift hier Dreiecke, unterbrochen von  $++ \circ$ , daneben bisweilen je zwei  $\cdot \cdot$  auftreten.  $9^{1}/_2$  St. Zu Dbg. 1329.
- Diese Sorte dürfte die jüngste dieser Münzklasse im Funde sein.
78. Zu No. 76 und 77 15 Br.

### Otto-Adelheid-Pfenninge.

Die mit dem Namen Otto-Adelheid-Pfenninge bezeichnete Münzsorte bildet seit Jahren den Gegenstand eingehender Studien hauptsächlich nach der Richtung hin, ob der neben der Kaiserin Adelheid auf den Münzen genannte König Otto ihr Gemahl, Otto I. 936—973, ist, oder ihr Enkel, Otto III. 983—1002. Uebereinstimmung herrscht nur in der Ansicht, dass es nicht Otto II. 973—983 sein kann. Von beiden Seiten sind schwerwiegende Gründe für die Beurtheilung dieser Frage beigebracht worden, theils solche rein historischer und staatsrechtlicher, theils solche aus den Ergebnissen der Funde, — eine Einigung hat sich aber bisher weder über den Prägeherrn noch über die Prägestätte, aus der die Otto-Adelheid-Pfenninge hervorgegangen sind, erzielen lassen.

79. Aeltere Sorte mit OTOT in den Winkeln eines Kreuzes. Umschrift (+ D·I GR·A) + REX A (MEN). Rs. A + TH (ALHET) um eine Kirche mit Quincunx darin. 2 Br.

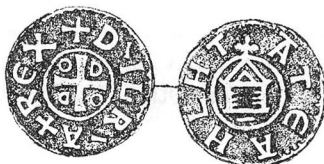
Dbg. 1166. Menadier, Deutsche Münzen 1.

80. Wie vorher mit Hs. | D·I . . . . . MEN, also mit | anstatt + am Anfange der Umschrift. 1 Br.

81. Mit + D·I G . . . . . MEN Rs. + ATEH . . . . um die Kirche, darin ein liegendes Dreieckskreuz. 1 St.

Zu Menadier 7.

Bei dieser älteren Sorte erscheint meist das erste A im Namen ATEAHLHT (Adelheid) gerade über das Kreuz des Kirchendaches gesetzt. Jünger ist die Sorte mit ODDO anstatt OTTO:



82

82. D·I GR·A + REX Kreuz mit O = D = O = D. Rs. ATEAHLHT um die Kirche mit Querbalken darin und Kugel in der Mitte. 6 St.

Zu Dbg. 1167, zu Menadier 19.

83. Mit Hs. . . G·A anstatt GR·A. 1 St.

84. Wie No. 82, indessen mit O = D = D = O in den Winkeln des Kreuzes. 22 u.  $\frac{2}{2}$  St.

Zu Menadier 21.

85. Wie No. 84, aber mit CI anstatt DI auf der Hs. 2 St.

86. Mit O = D = D = O wie zuletzt, jedoch mit rückläufigen Umschriften auf Hs. und Rs. 1 St.

Menadier 64.

87. Mit O = D = O = D und auf der Rs. neben der Kirche links oben und rechts unten je eine Kugel. 5 St.

Zu Menadier 23/24.

Hierbei befand sich wiederum ein zweimal durchlochstes, als Schmuck getragenes Exemplar.

88. Mit  $O = D = D = O$  und mit je einem Ringel links und rechts von der Kirche. 1 St.  
Menadier 28.

### Franken.

#### Mainz.

Otto II., 973—983.

89. Kreuz mit Kugel in jedem Winkel. Umschrift mit dem Kaisernamen unleserlich. Rs. Kirche mit Kreuz darin. Vom Stadtnamen der Umschrift nur OICIO lesbar. 1 St.  
Dannenberg 778.

Otto III., 983—1002.

90. + OTTO (IMP) AVG Kreuz wie vorher. Rs. + MOCON . . . . . 2 St.  
Kirche wie vorher.  
Zu Dbg. 779.
91. Auf der Hauptseite meist nur + OTTO zu sehen; Kreuz wie vorher. Rs. Die Kirche und von der Umschrift
- a) I ∞ IA 2 St.
  - b) Λ ∞ TIA 1 St.
  - c) /ICPIO 1 St.
  - d) C+(S)PI 1 St.

zu erkennen.

Zu Dbg. 779.

Bei No. 91d könnte man versucht sein, wegen der SPI auf Speier zu verfallen, aber ich glaube, wir haben hier doch wohl nur Mainzer mit inkorrekten Umschriften vor uns, die bei den Typen Dbg. 777—779 so häufig sind, auch ist es nicht möglich, hier mit Sicherheit eine Scheidung der fünf Stücke für Otto II. und Otto III. vorzunehmen.

92. Zu Dannenberg 777—779  $\frac{1}{2}$  St. u. 9 Br.

### Speier.

Otto III., 983—1002.

93. OTTO (+IM) . . . GV Kreuz mit Kugel in jedem Winkel. Rs. Kirche mit Kreuz darin. Von der üblichen Umschrift ∞CA (= Sancta) MARIA ist nichts mehr erhalten. 1 St.  
Zu Dbg. 826.

Durch langes Tragen als Schmuckstück — mit Loch und Oese versehen — ist der Denar sehr undeutlich geworden.

### Schwaben.

#### Strassburg.

Otto I., 936—973.

94. Von dem Denar, der auf der Hs. ·OTTO· MAGNVS um das gekrönte, nach links gerichtete Brustbild liest und auf der Rs. + SCA · MARIA um ein Kreuz zeigt, sind hier leider nur vorhanden 2 Br.  
Dbg. 908.

Otto III., 983—1002.

95. Mit dem Königstitel + OTTO DI GA REX (Otto Dei gratia rex) um ein Kreuz. Rs. Mit dem Stadtnamen + ARGEN · + · TINA um eine Kirche: so auf deutlichen Exemplaren. Hier nur ziemlich mangelhafte 5 St.

Dbg. 910.

96. Hs. Kreuz. Rs. Stadtname in zwei Zeilen.

- a) OTTO . . . . . AM STRA . | BVR .  
 b) OTTO · | · OVON . . . . STRAI | . VRE  
 c) . . . O . . . . NOMA . STRAI | . . . E

3 St. u. 1 Br.

Zu Dbg. 911a und 1375.

Bischof Erkambold, 965—991.

97. Gekrönter Kopf nach rechts. Rs. Kirche mit Lilie im Portal.

- a) . . TO IMPE . . . + ER(CH)A(M) . . . . 1/2 St.  
 b) . . . . IMP . . . . . HA(M)BALDI 1 St.

Dbg. 932a.

### Augsburg.

Bischof Ulrich, 923—973.

98. VDALRI . . . . . Kreuz mit Kugel in jedem Winkel. Rs. AV . . . . IVT Kirchengiebel, darunter ANO 1/2 St.

Zu Dbg. 1018.

Bischof Heinrich I., 973—982.

99. . . . . ICVS E Kreuz mit je drei Kugeln in drei Winkeln, der vierte Winkel leer. Rs. . . . /STAC Kirchengiebel mit (EN)CI 1 Br.

Zu Dbg. 1022.

Das ANO und ENCI unter dem Kirchengiebel sind hier, wie auch bei den folgenden bayerischen Denaren das ECCHO, VVO, OZI, ELLIN u. s. w. der Name des Münzmeisters.

### Bayern.

#### Regensburg.

Herzog Heinrich I., der Zänker, 948—955.

100. Kreuz mit je einer Kugel in drei Winkeln. Rs. Kirchengiebel mit ECCHO

- a) . . . . . CV∞ DV RE · = · N . . . . . Δ ∞ 1/2 St.  
 b) . . . RICV∞ . . RE · = . . . . . ∞ 1/2 St.

Dbg. 1057b.

101. Vom Typus des vorigen, aber mit dem Münzmeisternamen VVO 1/2 St. u. 1 Br.

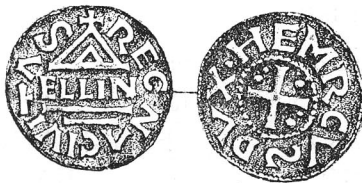
Zu Dbg. 1057m.

102. HEIMRICV∞ DVX Kreuz mit je einer Kugel in drei Winkeln, der vierte Winkel leer. Rs. RECIN · Δ · CITA∞ Kirchengiebel mit OZI (Die Hauptseite mit etwas Doppelschlag). 1 St. u. 1 Br.  
Zu Dbg. 1057k.

103. Obol. HENI . . . . . VX Kreuz, mit Kugel in jedem Winkel. Rs. RE . . . . . Δ∞ Kirchengiebel mit VVO 1/2 St.  
Dbg. 1059.

Sehr seltener Obol, leider nur in einem halben Exemplar vorhanden.

Herzog Heinrich II., der Friedliche,  
1. Regier.-Zeit 955—976.



104a

104. Kreuz mit je zwei Kugeln in drei Winkeln, der vierte Winkel leer. Rs. Kirchengiebel mit ELLIN

a) ·HEMRCV∞ DVX REGNA CIVITA∞ 2 St. u. 2/2.

b) ·HEMRICV∞ DVX REGINA · CIVITA∞ · 1 St.

Zu Dbg. 1063b.

105. Vom Typus des vorigen, aber mit dem Münzmeisternamen ARPO 5 Br.  
Dbg. 1063.

106. Desgleichen mit ·HEMR . . . . DVX Rs. I . . . . IVITA∞ und Münzmeister R(AT) 1/2 St u. 2 Br.

Dbg. 1063d.

107. Desgleichen mit . . . RICV∞ I Rs. . . . ·ACTA und Münzmeister PER 1/2 St.

Vom Typus Dbg. 1063.

Der Münzmeister PER auf Regensburger Geprägten Heinrichs II. ist eine ganz neue Erscheinung. Bisher kam dieser Münzmeister nur in Regensburg unter Heinrich I. vor und weiter dann in Salzburg, besonders aber in Nabburg; dass er auch in Böhmen vertreten ist, beweist unsere No. 44.

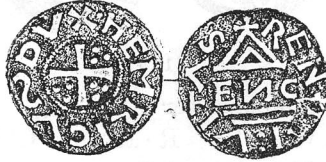
108. . . . RICV∞ . . . Kreuz mit je drei Kugeln in drei Winkeln, der vierte Winkel leer. Rs. . . . . VITA∞ Kirchengiebel mit WO 2/2 u. 3 Br.

Dbg. 1064c.

109. Wie vorher mit HEMRCV∞ . . . und Rs. RE . . . . IVITA∞, Münzmeister WIL 1 St.

Dbg. 1064b.

Dannenberg liest den Münzmeisternamen WII; auch auf vorliegendem Exemplare ist der letzte Buchstabe nicht deutlich, aber ein völlig klar ausgeprägtes Exemplar meiner Sammlung zeigt unzweifelhaft WIL



110

110. Wie No. 108 mit ·HEMRICVΩ DVX Rs. RENA(C)I:VITΛΩ  
und Münzmeister EIC 1 St. u. 3 Br.  
Dbg. 1064 a.
111. Desgleichen mit . . . RICVΩ D . . Rs. RE::N . . . . . ΛΩ  
und Münzmeister (A)DAL 1/2 St.  
Typus Dbg. 1064.

Unter Heinrich II. findet man den Münzmeister ADAL bisher nicht, sondern nur unter Heinrich I. und Ludolf, Herzog von Schwaben; vielleicht ist er derselbe, der unter Heinrich V., dem Moseler, mit ADALO auftritt. Er kommt nur in Regensburg vor.

An diesen Denar schliesst sich von gleichem Typus\*) ein leider halbirtes Stück.

112. Umschrift der Hs. verwildert und verprägt. Rs. . . . . . ΔCVΛΩ  
und im Kirchengiebel ONITĒ 1/2 St.

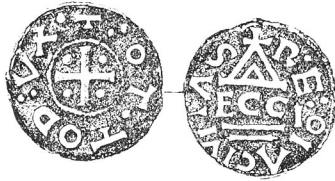
Die Buchstaben der links beginnenden Umschrift stehen rückwärts, d. h. in umgekehrter Folge und mit den Fussenden nicht wie üblich nach innen, sondern dem Rande der Münze zugekehrt. Auch der Münzmeisternamen steht verkehrt; wendet man den Pfennig mit dem Fussende des Kirchengiebels nach oben, so gewinnt man den Namen ELINO. Und dies ist das Bemerkenswertheste an dem Stücke, denn den Münzmeister ELIN — das O gehört vielleicht zu der Umschrift — hat man bisher auf diesem Typus Heinrichs II. noch nicht gesehen, er wurde bisher nur beobachtet bei dem Typus Kreuz mit Ringel, Kugel, Kugel und einem leeren Winkel aus Heinrichs zweiter Regierungsperiode und unter Herzog Otto bei dem Typus Kreuz mit Kugel in jedem Winkel.

113. Ein verwilderter Denar vom Typus No. 108 fg. 1/2 St.

Herzog Otto von Schwaben, 976—982.

114. +:OT.O·IOΔ:X Kreuz mit Kugel in jedem Winkel. Rs.  
RE·=·IA CIVI . . . Kirchengiebel mit Münzmeisternamen VVO  
(ausgebroschen) 1 St.  
Zu Dbg. 1065 e.

\*) Allerdings sind nur zwei Winkel mit je drei Kugeln zu sehen.



115 a

115. Wie No. 114 mit Münzmeister ECCI  
 a) +::OT· TO D:VX(::) R·E:OIA CIVITA∞ 1 St. u. 1 Br.  
 b) . . . . . O DVX:: RE . . . . . ∞ 1/2 St.  
 Zu Dbg. 1065.  
 Anzureihen ist:
116. Ein Denar mit wilden, unleserlichen Umschriften. Hs. Kreuz mit je einer Kugel in drei Winkeln. Rs. Giebel mit anscheinend PEID 1 St.  
 Es dürfte sich um eine Nachmünze von Dbg. 1061 des Herzogs Ludolf von Schwaben, 953—954, handeln.
117. Bruch von Regensburger Denaren 23 Gm.

### Nabburg.

Herzog Heinrichs II. erste Regierungszeit 955—976.

118. (HEM)RICV∞ DVX Kreuz mit je drei Kugeln in drei Winkeln, der vierte Winkel leer. Rs. NA . . . IVITA∞ Giebel mit VVI 1 St.  
 Zu Dbg. 1117d.

Herzog Otto, 976—982.

119. OT·T·O . . . Kreuz mit Kugel in jedem Winkel. Rs. NAP . . . . .  
 Giebel mit ANA 1/2 St.  
 Zu Dbg. 1118a.
120. Wie No. 119 mit . . . O DVX und Rs. NAPOA . . . . . nebst  
 Münzmeisternamen VVI im Giebel. 1 Br.  
 Dbg. 1118b.
121. Desgleichen mit OD+· \ . . . Rs. NA . . . . . ∞ Im Giebel  
 VVI 1/2 St.  
 Zu Dbg. 1118d.

Der Name für Nabburg, der auf den vorliegenden Münzen nur verstümmelt auftritt, kommt auf letzteren in dreierlei Form vor und zwar deutsch: Nappurch, lateinisch in Genetivform: Napae civitas, in adjektivischer Form: Napia (Nappa) civitas.

### Unbestimmte Prägestätten.

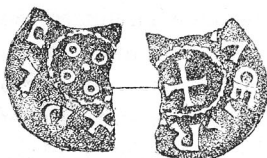
Otto I., 936—973.

122. O . . . = IMP·∞V Gekröntes bärtiges Brustbild von vorn, mit geschultertem Scepter und Reichsapfel ohne Kreuz. Rs. MONTA . . . . . TIAIA Kreuz mit Kugel in jedem Winkel. 1/2 St.  
 Zu Dbg. 1155, wo MONETA steht.



Das einzig Sichere ist, dass der Denar dem Kaiser Otto I. zugehört, alles Andere liegt im Dunkeln. Schade, dass dieser durch seine interessante Darstellung sich auszeichnende, sehr seltene Pfenning hier nur in einem halben Exemplare auftritt.

Den Schluss der Münzen macht



123

123. XDVP . . . . Vier Ringel ins Kreuz um eine Kugel gestellt.  
Rs. \ACE . . R Kreuz,  $\frac{1}{2}$  St.  
über dessen Heimath und Prägeherrn uns hoffentlich die Zukunft durch ein vollständiges Exemplar belehren wird.

Den Münzen anzureihen ist endlich noch



124

124. Amulet. Brustbild eines schnurrbärtigen Mannes, daneben links und rechts ein Vogel, um deren Hälse er die Arme geschlungen hält.  
Guss. Mit dem (etwas ausgebrochenen) Henkel in einem Stück gearbeitet. Vollständig etwa 4,20 Gm. 20 Mm.

Ein höchst merkwürdiges Stück, dem ich nichts Aehnliches dieser Art an die Seite zu setzen weiss und das man für indisch hat halten wollen. Mich erinnert indessen der schnurrbärtige Kopf an die eigenthümliche Form der Wikinger Köpfe, wie sie auf den ältesten dänischen Münzen (Hauberg, Myntforhold og Udmyntninger in Danmark indtil 1146, Tab I, 1 u. 7) aus der Zeit zwischen 870—900, sowie auf den dänischen Halbbracteaten jüngerer Art aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts (Hauberg, Tab. I, 2a, 3, 5) vorkommen. Ich kann danach die Vermuthung nordischer Herkunft des Stückes nicht unterdrücken.

Um ein massgebendes Urtheil zu erlangen, wandte ich mich an den Direktor des königl. Münz- und Medaillenkabinets in Kopenhagen, Herrn P. Hauberg, den berufenen Kenner nordischer Alterthümer. In liebenswürdiger Weise hat er über meine Anfrage Auskunft gegeben, die ich hier folgen lasse.

„Die Lösung des Räthsels wird schwer zu finden sein. Mit Sicherheit kann man nur sagen, dass das Stück nordisch ist; ob aber die Arbeit englisch, skandinavisch oder vielleicht norddeutsch ist, lässt sich nach meiner Kenntniss nicht entscheiden.

Vergebens habe ich eine ähnliche Darstellung in unserem Museum für nordische Alterthümer und in der skandinavisch-archäologischen Litteratur gesucht; vergebens habe ich mit verschiedenen Sachverständigen über die Frage conferirt. Als Resultat kann ich nur anführen, dass sowohl die Vögel wie der Kopf eines schnurrbärtigen Mannes bekannte Darstellungen in der englisch-skandinavischen Ornamentik sind, und dass der Kopf von englischen auf dänische Münzen im 9. Jahrhundert übergegangen ist. Wenn man von dem Alter des Fundes, ca. 985, voraussetzen darf, dass das Amulet dem 10. Jahrhundert zugehört — in welcher Periode man die Darstellung des schnurrbärtigen Kopfes häufig in Dänemark, besonders auf Münzen, trifft — dann könnte man möglicher Weise daraus den skandinavischen Ursprung als wahrscheinlich annehmen. —“

Im Verhältniss zu einer Reihe anderer Hacksilberfunde ist der Münzreichthum des Fundes von Alexanderhof nicht gross. Aber dennoch gewährt er einen Ueberblick über das Geld, das in unseren Gegenden um die Zeit gegen Ausgang des 10. Jahrhunderts im Verkehre war.

Die Zeit seiner Bergung in der Erde sichern Schooss muss aus den Münzen selbst, aus den jüngsten von ihnen, bestimmt werden. Von allen Herrschern, denen ich Fundstücke zugetheilt habe, ist der jüngste Otto III., 983—1002. Die auf ihn bezogenen Pfenninge würden ohne Weiteres als Richtschnur für die Datirung des Fundes zu nehmen sein, wenn eine Scheidung der Gepräge der drei regierend auf einander folgenden Könige Otto I., Otto II., Otto III. bei allen Stücken über jeden Zweifel hinaus wäre. Da das nicht der Fall ist, muss die Datirung des Fundes aus den Otto-Münzen heraus unterbleiben. Aber andere Münzen geben genügende Handhabe für die Zeitbestimmung der Vergrabung.

Ich weise zunächst auf No. 38 hin, den Denar König Ethelreds von England, 978—1015, der in Anbetracht des Regierungsanfanges nach 978 geprägt sein muss. Dass er zu dem ältesten Typus der Ethelred-Denare rechnet, habe ich vorn bereits vermerkt. Da nur dies eine (Bruch-)Stück im Funde vorhanden war, während die Ethelred-Münzen sonst nicht eben selten in derartigen Schätzen unserer Gegenden zu sein pflegen — vgl. beispielsweise Emil Bahrfeldt, der Silberfund von Leissower Mühle S. 21—25 —, so folgert mit Nothwendigkeit, dass die Verscharrung des Fundes nicht lange nach Ethelreds Regierungsantritt stattgefunden hat.

Aber auch noch eines anderen Regenten Münzen im Funde führen zu demselben Ergebniss, nämlich die Herzog Ottos von Schwaben. Er gelangte nur zwei Jahre früher zur Herrschaft als König Ethelred.

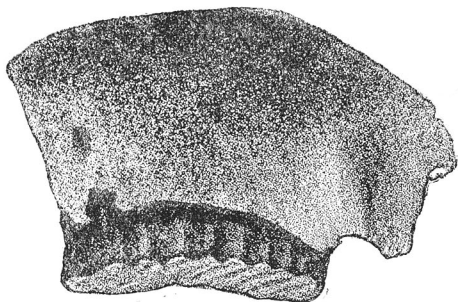
Seine Zeit ist von 976—982. Nach 976 hat also der ehemalige Besitzer seinen Schatz versenkt. Dass solches aber nicht allzulange danach erfolgt sein kann, wird belegt durch das gänzliche Fehlen der nicht seltenen Pfennige von Ottos Regierungsnachfolgern, vor allem derjenigen aus der zweiten Regierungszeit Herzog Heinrichs II. von Bayern, 985—995.

Eine auf das Jahr genaue Fixirung des Fundes lässt sich naturgemäss trotz alledem nicht geben. Soll indess der Kürze halber ein Stichwort dafür genannt werden, so kann man etwa das Jahr 985 als das der Vergrabung des Fundes ansetzen. Damit deckt sich dann auch, um wieder auf die Ottonischen Pfennige zurückzugreifen, das spärliche Vorhandensein solcher, die man sich gewöhnt hat, dem dritten Otto, 983—1002, zuzusprechen. Wäre der Fund nicht aus dessen Anfangszeit, sondern aus seiner späteren Periode, dann würde er unbedingt mehr von seinen häufigen Geprägten geführt haben müssen.

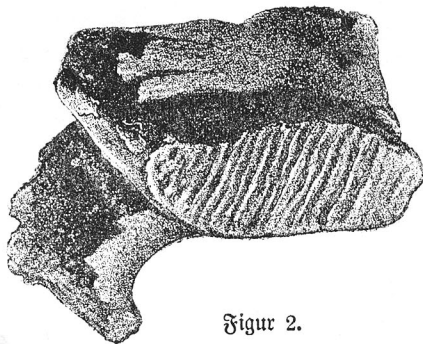
**Dr. Emil Bahrfeldt.**

## Zwei Mammut-Backenzähne aus der Kiesgrube bei Prenzlau.

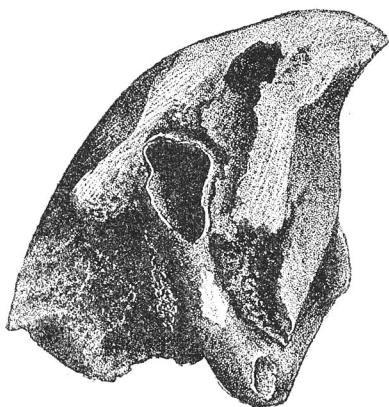
Am 31. Juli 1902 fand der städtische Arbeiter Speerbrecher in der Prenzlauer Kiesgrube links von der Chauffee nach der kleinen Haide gelegen, beim Sandabstechen einen Mammut-Backenzahn, ein Fundstück, das um so werthvoller ist, als der vollständige Zahn noch im Kieferknochen steckt. Man nimmt an, daß es ein rechter, oberer Zahn und daß die bei Figur 2 besonders sichtbare Höhlung des Kiefers der Sitz des Stoßzahnes gewesen ist. Der Zahn ist 19 cm lang, 9 cm breit und hat mit dem Kieferknochen ein Gewicht von 4 kg. Die nachstehenden Abbildungen sind in  $\frac{1}{5}$  nat. Gr. hergestellt. Figur 1 zeigt den Zahn von der Außenseite, Figur 2 schräg von unten nach oben gesehen, so daß die gerillte Kaufläche und die Form des Zahnes erkennbar, Figur 3 von vorn, der Abbruchstelle aus.



Figur 1.



Figur 2.



Figur 3.

Vor einigen Jahren wurden an derselben Stelle von Arbeitern ein halber, etwas kleinerer Mammutzahn und ein Mammutknochen von riesigen Dimensionen gefunden. Letzterer wurde leider in Stücke zerschlagen und fortgeworfen, ersteres Stück jedoch von Herrn Speerbrecher aufbewahrt und mit dem obigen Zahn dem Museum übergeben. Beide Stücke sind im Schrank II in der Abtheilung: Diluvialfunde ausgestellt.

Im Jahre 1891 wurden in einer anderen Kiesgrube, östlich vom Köpersdorfer Wege und unweit der städtischen Grube gelegen,

ein Mammutzahn und andere Theile eines Mammuts ausgegraben. Diese Stücke sind nach Berlin in das Märkische Museum gekommen.

Das Mammut gilt als der Stammvater unseres heutigen Elefanten, nur war es größer und mit krummen Stoßzähnen bewaffnet. Nach den im Norden Sibiriens aufgefundenen Skeletten, von denen eines ganz vollständig in Petersburg im kaiserlichen Naturalienkabinett ausgestellt ist, hat das Mammut eine Länge von 5,5 m und eine Höhe von 3,1 m erreicht, die Stoßzähne weisen eine Länge von 4 m auf. Das Mammut hat, besonders in der Interglacialzeit, Mitteleuropa in ganzen Heerden bevölkert, es ist mit der zweiten Vereisung untergegangen und seine Reste finden sich in den Gletscherablagerungen, wie wir solche bei den genannten Riesgruben vor uns haben. Daß der Mensch auch in unseren Breiten Zeitgenosse des Mammuts war, kann jetzt als feststehend gelten. Herr Dr. Liffauer hat erst kürzlich in einem Vortrage über das Thema: „Beiträge zur Kenntniß des steinzeitlichen Menschen in Deutschland und Südfrankreich“, gehalten in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, nach einem Berichte des Reichsanzeigers Nr. 170, 1902, auf Grund seiner Forschungen und insbesondere auf Grund der bei Taubach (Sachsen-Weimar) gemachten vielbesprochenen Knochenfunde sich in bestimmter Weise dahin ausgesprochen. Es heißt in dem betreffenden Berichte: „In jedem Falle ist der Nachweis von hohem Interesse, daß in Deutschland der Mensch bereits Zeitgenosse der von den skandinavischen Gletschern ausgehenden Thätigkeit war, die ganz Norddeutschland seine heutige Gestalt gegeben hat.“

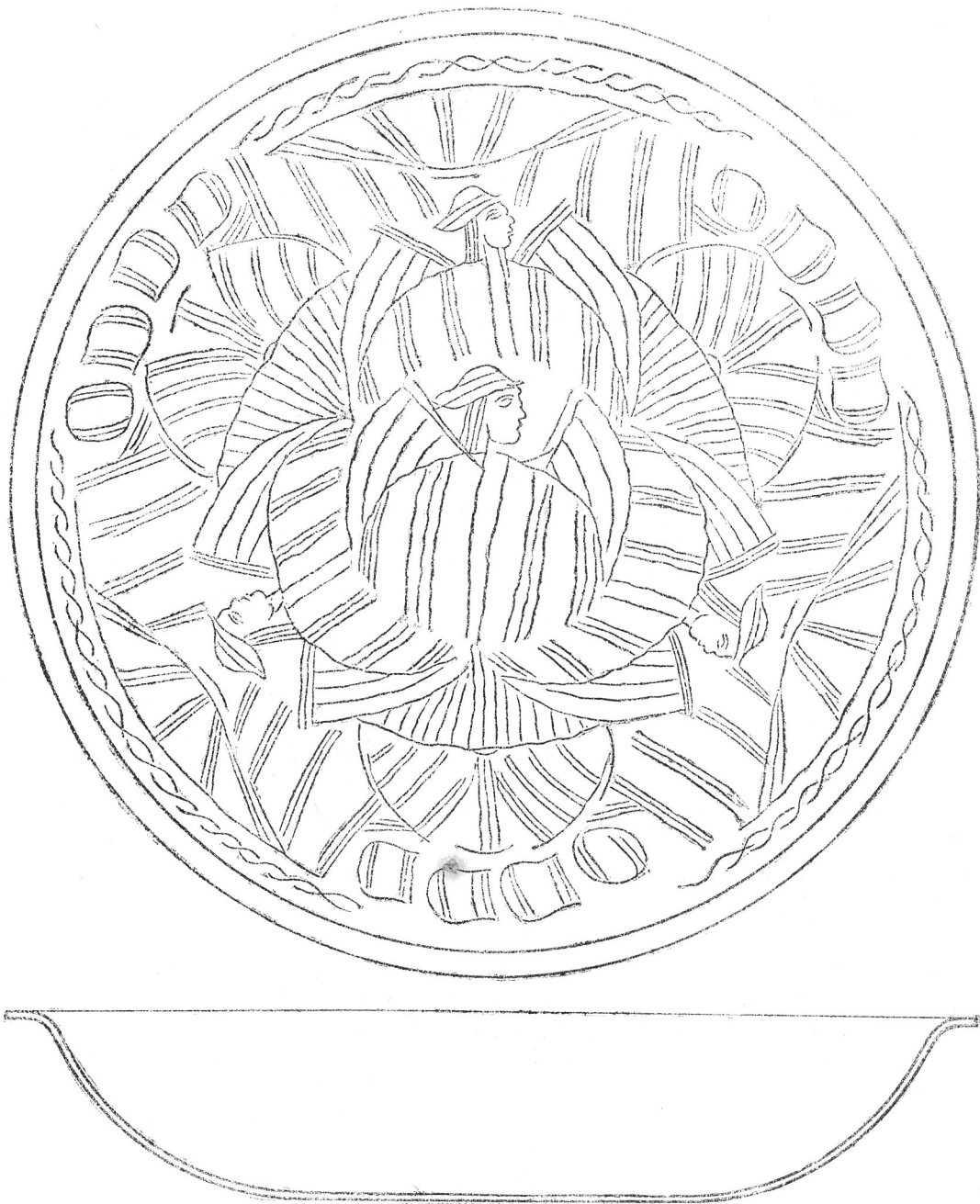
**M. Mick.**

# Die gravirte Bronzeschaale von Groß-Fredenwalde.

Das Rittergut Groß-Fredenwalde, Herrn Hubert von Arnim gehörig, liegt ca. 5 km südöstlich von Gerswalde, 7 km westlich vom Bahnhof Wilmersdorf der Berlin-Stettiner Bahn und ist im Besitze der Arnim'schen Familie seit etwa 400 Jahren. Groß-Fredenwalde mit dem Vorwerk Klein-Fredenwalde wird zuerst im Jahre 1269 als „Fredenwalde“ in einer vom Markgrafen Albert für das Kloster Boigenburg ausgestellten Urkunde erwähnt und im Landbuche vom Jahre 1375 als Städtchen (oppidum) mit 66 Hufen aufgeführt. In unmittelbarer Nähe des Gutshofes, gegenüber der Kirche, liegt der sogenannte Wallberg, auf dem der Vater des jetzigen Besitzers eine Mühle erbauen ließ. Bei den Fundamentierungsarbeiten zu dieser Mühle stießen die Arbeiter in einer Tiefe von ca. 1½ m auf einen metallenen, tellerartig aussehenden Gegenstand, den sie oberflächlich von der anhaftenden Erde befreiten und ihrem Herrn auftragsgemäß überbrachten — auf unsere bronzene gravirte Schaale. Als eifriger Sammler hatte Herr von Arnim diese Schaale aufbewahrt, zum Glück sie so belassen, wie sie aufgefunden wurde, denn er mag wohl erkannt haben, daß die an mehreren Stellen defekte Schaale nur von sachverständiger Hand gereinigt und in die ursprüngliche Form — sie war auch stark verbogen — wieder gebracht werden konnte. Im Sommer 1901 gelangte nun diese Schaale mit allen übrigen auf der Feldmark gefundenen Alterthümern, größtentheils aus vorgeschichtlicher Zeit, durch die Güte des jetzigen Grundherrn in den Besitz des Uckermärkischen Museums. Sie ist im römisch-germanischen Centralmuseum zu Mainz auf Veranlassung unseres Vereins restaurirt worden und bildet ein werthvolles Stück der mittelalterlichen Abtheilung unseres Museums. Denn Schaalen dieser Art sind ebenso merkwürdig wie selten. Nur wenige Museen besitzen solche Schaalen. Die nachstehende Abbildung zeigt sie in ½ natürlicher Größe.

Unsere Schaale ist kreisrund, schwachwandig, nur innen gravirt, sie hat einen Durchmesser von 27½ cm, eine Höhe von 5½ cm, eine horizontal abstehende Randstärke von 7 mm. In der Mitte sehen wir eine geflügelte Figur in faltigem Gewande, das Gesicht im Profil, nach rechts gewandt, mit herabhängenden Haaren und einer Art Schiffermütze auf dem Kopfe. Drei gleiche Figuren rahmen die Mittelfigur ein. Zwischen den Flügeln dieser drei Außenfiguren sind büschelartige Ziniengebilde angebracht, die von drei schnurenartigen Wellenlinien, gleichmäßig unterbrochen durch die Buchstaben O D D D, eingefasst sind. Die Stilisirung ist ziemlich roh, die Linienführung unsicher.

Eine Schale mit ähnlicher Inschrift befindet sich im Universitäts Historika Museum zu Lund sowie im Welfenmuseum zu Herrenhausen. Von allen mir



Querschnitt.

bekannt gewordenen Schalen dieser Art hat die unsrige, was Zeichnung, Größe und Form betrifft, am meisten Ähnlichkeit mit der 1891 auf dem Zobtenberge

in Schlesien gefundenen, von Herrn Geheimrath Dr. Grempler in Band V Seite 271 der Zeitschrift des Vereins für das Museum schlesischer Alterthümer beschrieben und im Breslauer Museum aufbewahrten zweiten Schaale.

Was mag nun die Inschrift O D D D zu bedeuten haben? Ist sie auf die unverstandenen Worte: Odium, Dolus, die sich auf besser gearbeiteten, zum Vorbilde gedient habenden Schaalen befinden, zurückzuführen? Ist sie eine Nachahmung der auf den Ottonen-Münzen befindlichen Inschriften? Hat sie nur einen rein ornamentalen Zweck? Zu dieser Frage äußert sich Herr Geheimrath Friedel (Brandenburgia XI. Jahrgang Heft 1) wie folgt: „Ähnliche Buchstaben-Zusammenstellungen wie die am Rande der Groß-Fredenwalder Schaale (dreimal O D D D) kommen auf den die Hackfilberfunde begleitenden Münzen, namentlich den fälschlich sogenannten Wendenpfennigen (sächsischer Herkunft) vielfach vor. In dem Leiffower Fund (Hackfilberfund) sind Otto-Adelheid-Pfennige (Otto I. und Adelheid) z. B. mit folgenden Lesarten O D D O oder O D O D oder O H H O oder die Buchstaben D verkehrt (Spiegelschrift), ähnlich noch unter Otto III. (983—1002), daneben auch mitunter blos D O oder O H oder O D D vertreten. Nimmt man noch verschiedene orthographische Fehler hinzu wie z. B. O H H O oder O D H H u. dgl., so erfieht man, daß die Stempelschneider mitunter wohl nicht die Rechtschreibung kannten und das Handzeichen des Kaisers  $\frac{O}{D} | \frac{D}{O}$  oder dgl. Muster einfach nachahmten, mehr auf die Dekoration durch die lateinischen Majuskeln wie auf die Bedeutung derselben als Schriftzeichen achtend. Immerhin ist aber dabei zu bedenken, daß diese unvollkommenen, niederdeutschen Schreibweisen des Namens Otto nicht mehr bei Otto III. Nachfolger Heinrichs II. (1002—1024) vorkommen, so daß die Stempelschneider doch das Bewußtsein, daß sie Namen oder Zeichen der Ottonen verwendeten, gehabt haben müssen. Ich glaube nun, vorläufig ohne weiteren Beweis antreten zu können, daß die Groß-Fredenwalder Legende O D D D ein bewußtes oder unbewußtes Nachahmen der Ottonen-Münzinschriften ist und daß die Zeichnungen auf den zu derselben Formenreihe der Bronzeschaalen gehörigen Repliken von niederdeutschen Künstlern gefertigt sind. Dies schließt nicht aus, daß die Schaalen selbst, die an sich von gewandter Technik zeugen, an ganz anderen Stellen gefertigt sein können, was ich anzunehmen geneigt sein möchte. Vielleicht kann man durch diese Folgerungen auch auf die Altersdatirung gelangen, und zwar etwa auf Kaiser Otto III., dessen Wallfahrt zum Grabe des Heiligen Adalbert in Gnesen in dem chiliaistischen Jahr — bange Furcht vor dem Weltuntergang i. J. 1000! — in der ganzen Christenheit des Nordens Aufsehen erregte. Da für rein ornamentale Zwecke, d. h. nicht für eigentliche Münzen, Buchstaben (wie u. a. von den bekannten sogen. Nürnberger Becken bekannt) auch in weit jüngerer Zeit, als worauf die Buchstaben eigentlich deuten, mitunter gebraucht worden sind, so wäre es möglich, daß die Groß-Fredenwalder Schaale noch etwas jünger ist. Immerhin gehört sie höchst wahrscheinlich in die nordische Hackfilber-epoche, d. h. in die Zeit der wendischen Burgwälle und Pfahlbauten.“

Vorläufig wird also die Frage nach der Bedeutung der Inschrift noch unentschieden bleiben. Ich neige mich der Ansicht zu, daß diese Art Inschriften nur dekorativen Zwecken gedient haben. Auf zwei in unserm Museum befindlichen Schüsseln, allerdings aus späteren Jahrhunderten, sind ähnliche Buchstaben resp.



Wortzusammenstellungen angebracht, die sich nicht anders erklären lassen. E. Wernicke sagt in seiner Beschreibung alter schlesischer Taufbecken (Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, 1875, Seite 193 und 194) diesbezüglich: „Mir erscheint die Sache sehr einfach. Jene Charaktere haben eine rein ornamentale Bestimmung. Bekanntlich hat die Schrift auch diesem Zwecke gedient. Wir finden bei bildlichen Darstellungen die Säume der Gewänder mit Buchstaben besetzt, welche theils deutsche oder lateinische Gebetsformeln enthalten, beispielsweise am Steinauer Marienaltare des Museums und an dem des Schweidnitzer Bürgerchors, theils aber Schriftzeichen aufweisen, welche vergeblich ihrer Deutung harren; auch an Waffenstücken soll das Nämliche vorkommen. Am häufigsten sind die Imitationen hebräischer Buchstaben. Man begnügte sich nicht die Juden als solche durch ihre helmartige Kopfbedeckung kenntlich zu machen, sondern fügte Schriftzeichen hinzu, welche nach der Meinung der Künstler, aber auch nur nach dieser, hebräisch waren. Solche Charaktere sind auf den Bildern der Kreuzigung und Kreuzabnahme vom Barbara-Altarwerk des Museums bis zum Ueberfluß angebracht; auf den Schilden der jüdischen Häscher an dem kleinen Klappaltar des 14. Jahrh. (4387) erscheint das hebräische T. Das Bild des Gefreuzigten aus der Ranke'schen Sammlung hat unter der hebräischen Ueberschrift, die übrigens die gewöhnliche lateinische mit den Buchstaben jener Sprache wiedergiebt, eine zweite, welche die griechische ersetzen soll, und unter dem Schweifstuche der Veronica (332) sind hebraisirende Schriftzüge zu sehen. Diese Beispiele mögen genügen, um das Decorative der Schrift zu kennzeichnen.“

Ebenso ungelöst ist zur Zeit noch die Frage nach der Fabrikationsstätte dieser Schaalen. Herr Dr. Grempler sagt in seiner Abhandlung über mittelalterliche Schaalen (a. a. O.): „Die Rohheit der Ausführung bei den meisten, vor allem die unverstanden wiedergegebenen Inschriften gestatten den Schluß auf eine Massenfabrikation von Seiten ungebildeter Metallarbeiter. Die größte Anzahl der bisher bekannten Schaalen sind im Bereich der Nord- und Ostseeküste aufgedeckt worden; sie stammen aus einer Zeit, wo die Wikinger einen mächtigen Handel vermittelten. Die wenigen Schaalen, die weiter westlich im Binnenlande sich finden, sind dorthin möglicher Weise in weit jüngerer Zeit verschleppt worden.“ Bestimmter äußert sich schon Professor Dr. Belg in seiner Beschreibung einer frühmittelalterlichen, in Schwerin beim Bau des neuen Postgebäudes gefundenen, ähnliche geflügelte Figuren aufweisenden Bronzeschaale (Bericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde 1895 I): „Die Gleichartigkeit weist gerade auf einen gemeinsamen Ort der Herstellung, und die flüchtige Arbeit macht eine massenhafte Anfertigung zu Exportzwecken in ein Gebiet mit geringen künstlerischen Ansprüchen wahrscheinlich. Bekanntlich hat seit der Thätigkeit des Bischofs Bernward von Hildesheim die niederländische Metallgießerei im 11. und 12. Jahrhundert eine weit über die Grenzen Deutschlands hinausgehende Bedeutung gehabt, und besonders den Osten beherrscht; es liegt am nächsten, hier den Ursprung der Schaalen zu suchen, zumal Stücke wie die „Bernwardspatene“ im Welfenschätze (abgebildet z. B. Otte-Wernicke, christliche Kunstarchäologie I S. 233) in Anordnung der Figuren und Geschmack auf das Genaueste mit denselben stimmen; doch reicht das vorhandene Material zu einer endgiltigen Entscheidung

noch nicht aus. Nächst Niederfachsen und Hilbesheim kämen in zweiter Linie die Niederlande mit der Schule von Dinant in Frage.“

Das Alter unserer Schaale anlangend, so wird man nicht fehlgehen, namentlich wenn die Ausführungen des Geheimraths Friedel zutreffen, dasselbe in das 11. Jahrhundert zu setzen. Die Forscher Belg, Jentsch und Grempler sagen übereinstimmend, daß diese Art Schaalen dem 11. und vielleicht auch noch dem 12. Jahrhundert angehören.


Betreffs der Bestimmung dieser Schaalen herrscht die Ansicht vor, daß sie liturgischen Zwecken nicht gedient haben, sondern für den Hausgebrauch, vielleicht als Wasserbecken, Fruchtschaale oder als Schmuckstück, gefertigt sind. „Wären sie zu liturgischen Zwecken bestimmt gewesen, so ist es doch befremdlich,“ meint Dr. Grempler (a. a. O.), „daß bei der sonst so pietätvollen Sorge für derartige Gegenstände kein Exemplar in einer Kirche oder in einem Kloster gefunden worden ist. Die meisten Schaalen stammen aus Gräberfeldern oder aus Burgwällen.“ Für diese Ansicht ist ein weiterer Beleg unsere Schaale, denn sie ist auf dem Friedenwalder Burgwall, Wallberg genannt, gefunden worden.

**M. Nied.**

# Zwei Hefdebriefe Prenzlauer Bürger an die von Arnim.

## I.

1593 (ohne Datum).

D gy ehrlose Ehrvorgethene schelme gy van Arnim semplich dy to dem Huse Gerßwolde gehören, auch due Landtuagt tho Boegenborch, in sunderheitt auerst gy ehrlofenn ehruergetenn gottvorgetenenn vortwiuelkenn schelme gy beide vonn Arnimb tho Schönermarcke vnndt due horentrecker ihm Suko, gy wehtenn inn watt mennigfoldigenn schadenn vnde ungelegenheitt gy die Stadt Prenzlow gebracht hebben, vnde noch vonn dage tho dage bringenn, vnde auch noch hinferner thobringen bedacht sinn, vonn dage tho dage, darna alle iuwe sinn vnde mudt stehet, gy horenn vnnd therenn vnß arme Burgern scher dat haar vam Koppe vnnd dat margt uet der Arßkerue, sieh genn auch woll gerne, dat gy vnß thom dahle kundenn gar vnder iuw kriegen, det iuw de Duwel woll vorbadenn, die guw semplich die boesen falschen \*) ann kleinen stückenn vth dem Lue rieth, gue auch inn vertwiuelung schadenn vnnd die eußerste noht föhern, vnnd gue solches ann guwen leztenn ende vnde dodes noht thouertherenn, det wy iuw semplich vonn grunt vnfers herzenn willen gewünschet habenn Amen etc.


## 2.

Vnde wehtenn gy ehruergethene godtlose schelme vnde Stadtuorrededer woll wo gy ein Tiedklangß hehr vnß armen Borgern tho Prenzlow thogesettet vnd watt mannigfoldige schadenn vnd ungelegenheitt meht rechtsaken vnde ander veler Angelegenheitt mehr die gue bether bekandt iß, als wiet iuw vorschriuen kohnen, gy vnser gemeiner Stadt vp deme halb foehren, dat auch vnser auerheitt wedder dag edder nachtt scher nicht freye hefft vnde guwenthalwen vmmmer von dage to dage mann immer nach Berlin, Brandenbl. Ruppin vnde anderwegentt mehr herreisenn muth, vnnd guwenthaluen die Stadt gueder so vortheren, ja guwe Afgott die Landtvoigt hefft eth auch so by Churfl. Gl. scher ingesickt, datt vnser auerheitt wedder recht vnde alle billigkeitt thom Berlin beschweret werden vnde scher van Churfl. G. kheine gegenbefehlige mehr erlangen kähnenn, wann gy Stadtuorredersche schelme watt vnbilliges vnd vnbefugtes wedder vnß sockenn. Wann gy Stadtuorrededer beyeinander sitten, vnde die Köppe thosammen stekenn vnde grifflachenn, seggenn die beidenn Schelme vonn Schönermarcke, die sich dubbelt klöck dunkenn lathenn, wenn sie so einen Judas alz Contra die Stadt Prenzlow vnde die Bürger schafft vth gedacht, wath dunket hierbey denn Weddern, wy

\*) Dieses Zeichen muß als „Herz“ gedeutet werden, denn so ist der Satz verständlich, der ins Hochdeutsche übertragen, lauten würde: „die Euch sämtlich die bösen, falschen Herzen in kleinen Stücken aus dem Leibe reißen.“ Daß hier und an der nachfolgenden Stelle statt des Wortes das Zeichen gesetzt wurde, läßt auf eine ganz bestimmte Absicht der Verfasser schließen. Ein Punkt z. B. in dem Herzzzeichen würde auf den Tod hindeuten, den man dem Empfänger des Schreibens wünscht. Und derartige bildliche Andeutungen waren im Mittelalter vielfach im Gebrauch.

möthen einen ansatz thuen, wy möthen vorsökenn vnde ann sie setthenn, willt ghann gutt, willt auch nicht ghann, bliuet dor by, diße beidenn schelme sinn inn dieser sakenn ohrsakenn vnnnd Advocatenn, die Landtuagt iß Canzeler drinn, vnde houetman vonn Grambzow Maz Dichtede vnde die Hoffrichter findt Atiutores.

Thom ersten wehtenn gy mett watt vnfuege vnde vnrecht gy gue det Jus patronatus annaten in Prenzlow, dauan mann gue van Arnim wat schieten will vnde meth dem Landtuoigte na to klemen.

Thom andern ia zun bewusst dat ghy alle Ihar vnß armen Börgerinn inn Prenzlow vth denn Mollenn inn die 20 wß vor die neße wegknehmen, mett wat fundenn sunstenn der armutt, vnde iugen eigenn schweren gedanken solckes thogeitt, willen wy gue in den gruntt iuwer  thobedenckende vnd Gott dem Almechtigen thorichtende anheim gestellet hebben.

Thom 3 lett die horenvagt, die hier det Kloster inn die Nigestadt hett denn Borgerinn tho mergklichen schaden vnde vngelegenheit auch nachteill vf det Lutke broch auer vnnnd dawer fast denn Sommer vnnnd Winter dorch hueden, de doch denn Nigestedischenn mann die helffte dauon horet, loth auch denn armen Burgern, die kuhme datt dröge brodt hebbenn, met finen mennig 100 Teggen, denn kohl vnnnd denn gardenn vnde ock vnnnd denn miedtlande hudenn, mann dett kloster schall em eins ledt vnd so enge werdenn, datt he nicht eine duwe darin findenn khann, vnde die Scheperige schall so kahl werden datt mann die stege mitt besenn vnnnd schuppenn reinn makenn schall, datt schall nicht lange wahren, vnde wenn hie eins inn die Stadt ann einen ordte zue gaste iß vf sin kraken bitent schall em so die Luechte gebracht werden, he schall Prenzlo nicht mehr mett ogenn besihenn, die schapstall schall em ock woll leddig werden.

Thom 4. lett he ock vp dem Niestedischen felde mett finen hupen teggen die weide denn andern vor die nase wegk hueden, vnde vndersteht sich mehr drup, als hie sinn dage nich darup khann befugt werdenn, ock die schelm sinn Wagt vp dem dam darff sich woll vnderstann, arme elende Bürger drop thopanden, vnnnd ander schelmstucken meher vben, vnde berupt sich vp sinn Jungkthern.

Thom 5. iß ock vonn des vonn Arendes volcke einem armen Bürger so auer feldt gewancket, vp dem Ropstorpischen felde, einn langk rohr vor 2 Iharen met puchen vnnnd trog genomen wordenn, vnde ehm meth vnrecht thogemehnten wordenn, also scholde hie dar vp sinn schietent ghann vnde wenn dat schon gewesenn wehre, da idt doch nicht so iß, horet doch det halfte Dorp vnde die haluenn hueffenn vp dem Körperstörpischen felde meth aller gerechtigeitt, dem hilligen Geiste inn der Stadt, dett wie armen Bürger ock ehr by vnsern danckenn ohne einige ansprake, da vp des hilligen Geistes stehn sinn henn stakenn lopenn, ohne det ock einenn ieden frie stiehet siene wehre thodragenn vp Kayser friegen stratten, ock in fiende landt da einem khenie Wege odder stege thogande edder tho farende vorbaden werden, als vnnnd dießen schelmes geschuett, wie sich dann die eine tho der thiet horen liett, sinn jungkther hedde em befohlenn, wenn hy vp denn feldern inen einen pock ober meßer by einem Burger funde, hy scholtt em nehmen, menn eth schall iunder gewalt werden, sie schall mennich 100 Thl. denn schuldigen vnnnd vnschuldigen tho stande kahmen.

Thom sechstenn hett ock des Landtuagtes schutte neuweß noch einem rueter of dem felde tho Brenzlo einem armen Manne, einn fiertt lin vth luether mutt willen vornn Jahre nedder gepeddet, da he nue einn Wortt drumb vorlahrenn, iß hie em met dem rohre tho halse gelopenn vnde iemmerlick thoschlagenn, vnde darna sich mit dem perde umbgewendet, vnde met dem Rueter das flaxß follents met dem beiden perden ghar tho nichte gemaket, dat die arme Mann dat suluige gar nicht plucken thonnen. dem manne ock einn nige stackneze genamen vnnnd 2 niege rusenn, vnnnd sie meth erenn pöckenn ann kleinen stücken gehawen, vnde em danam koppe schmeten vnde gesegt, ehre Jungther de Landtuwigte hete sie darumb sulft ander edder drudde rieden, wo em ehner nur ein böse wortt sehde, wenn sie ehm dorch korne, Spinwerck oder hewgras rehden, scholen sie ehm vp dem Brenzlowischenn felde, man die huett full schlann, em hende vnde foete binden vnde meth sich nach Bogenborck inn dem Thorm foehren, ia wellick eine Tiranny vnde vnmenscheit is das die ehr dage tho for nicht gehörett edder erfahren is man eth schall dem Landuagt 100 dubbelt bethalbt werden.

Thom siebenden hett die Landtuagt die Brenzlowische Stadtfeindt vnde verräder bey dem Churfursten vns Brenzlowischen Luden so uel schott, ziehe vnde ender hundeplockerye mehr met dem houetman vnde Maz Dichteden bey dem Churfursten so ingefflicket vnnnd vppgebracht, ock noch teglich vns meher vnde mehr vp denn halß thobringenn umb ghan, vnde studiren dohenn, mann, dag vnde nacht ehr dichtenn vnde trachten iß, wo sie mann immer höger vnnnde meher, die Stadt inn noht vnde schaden föehren vnde bringen, iß edt nicht tho begemmern vnde tho erbarmen, wo wie ermen elenden Lude met der Ziese inn denn mollen, vnde sonst thomartert vnde tho plaget werden, erger alß ehre hunde, det nu alles ehre vplage iß, vnde die Grunowsche mölle desto meher ohne Ziese tho malen kriecht lathen ock vp de Landtage vnde thosamentkunfften bey denn fischern, fleischern alleß vpköpenn, dat wy armen Borger nich noch umb einen pennig noch woll umb 2 grf. thönen fische tho kope kriegen, besondern sie iagendt all dorch die fettenn helse her dör her, bedruppen vns met vnsern eigenn fette vnde makenn vnß alleß so duer inn die Stadt.

Thom 8 wilen die van Arende ehre vthgesagenn buhren nicht darhenn holdenn, dat sie denn Borgerenn bethalnge deun muchtenn, wenn sie ehm genoch abgelagenn vnde gedragen, ock die scheffhelfige grottköpfige Kerckow tho Golmitz det is ock so einn schelm vnde horensohen, die will vnß arme Borger meth puchenn vnde schlann, vnde meth drawen der Fencnise bethalenn, de andernn gueden Jungthern auerst makent nicht so.

Thom IX hebbenn die Stadtfiende meth Blanckenburgenn vnde erem anhangen noch einen nigenn fundt erdacht, vnde willen et dem Churff. frodt maken vnde by em loßmaken det sie suluest vp de Kroge henn vnde her willen Bier bruwenn vnde dohnn, vnde also gar die narunge denn Borgerenn vth der Stadt stelenn, noch scholenn wie schott, Ziese, Torckenstuer vnde ender vplagenn mehr geuen, wenn sie aberst die Borger vnde Bruwer vornn denn Buernn genoch vthgesogenn sinn, vnde vor korn inn die Gotßhueser edder denn Jungtherrn schuldich bliuen, latenn sie em halde die Gueser van der Cangel thundigen, wie nuwlif Maz Werten vornn Blanckenburgenn wedderfahren.

Thom X wiln nu die Schelmes vann Gerßwolde die Landtuogt vnnnd die van Schonermarcke sich ann die Brenzlowische Heyde vnde acker ock an datt feldd tho Bockholz vnde ann denn Hindenborgischen Seeh vnde ann ander meher der Stadt grundt vndt bodden, wedder alle rechtt fueg vnde alle billigkeitt maken, ock wedder clare vordrege, alß eurer Schelme vnde diewe handelenn, ock die grenge ann die Brenzlowische Heyde umbher fenten da sie doch mehr dann thovele rez rann genappet vnde gestalenn, da sie doch woll whetenn, wenn sie nur in ehre gemheten ghann, dat sie vp der Bucholttschenn Heyden wedder ann acker edder holtinge nicht eines fingers breidt eigens hebben, vnnnde nur vth luter frewell vnde muettwillenn G. C. Rath so inn mehr vnnnde mehr rechtt vnnnd vncostenn fhueren, vnde iß den Stadtvorredern noch mann ledt, dat die Stadt noch ein stücke holz hefft, do sie im fall der nohht kunde thogripenn vnde wollen sie gerne drumb bringenn, wenn sie nur mit ehren vnde fuegen kunden datho kshmenn, mann die Scheperien dar umblang, scholenn ehnn woll so enge vnde Wüste gemaket werdenn, dat se meth ehrer huedung vnde Weide, darup sie sich wegenn der langwirigen possession berupenn, wielt gnug schöleenn daruon bliuen.

Thom XI damit nun thoer siehenn, datt sie der Stadt vnnnd vnß borgernn so ghar spinne feindt sienn So ist es dar fullent vth affthunehmen, datt die Landtuagt vnde andernn des vnmundigen Vormunder em dath Krochendorpische holz dorch vth denn börgernn nicht hebbenn gunnen, oder vorköpenn willen, sondernn es denn Burenn angebadenn, auer sie schöldenn denn Borgernn nicht einen stoß dauonn inn die Stadt thoföhren, weil eth auerst denn Buern darup nichtt nutte wordenn, vnde sie Gott dancken datt sie nur vth der Stadt wedder watt tho frethenn kriegenn, wiellent sie denn Börgern vör kopen, werdt auer woll noch genuech beschinnet werdenn,

Wenn denn vth dißenn allenn erschienet datt ghy vorgeantenn vnde sehr vngenantenn tho nennende vnß Börgernn vnde der ganzenn Stadt so spinne fiendt sinn, ock scher nicht einn solttskorne gönnen vnde lieuers sindenn alß flietenn siegenn vnde mett aller hinderlist, falschenn tuckenn vnde Schelmerey, hinder vnß her gahn, vnde von dage tho dage jimmer meher gelegenheitt sökenn, damit gy ann vns vnde die stadt setthenn wöllen vnde vmmmer inn groter vnde hoger vncostenn vnde vorderb fhoerenn,

Wann dann nun sulckes Gott im hogenn Himmel erbarmen magt vnde ock nunmehr Landt vnnnd Lueden tho gemuete vnnnd tho hartten ghan muchtt Mß wilenn wir gue noch eins tho gueder leztte hierdurch ermahnet habenn, ghy wolde vonn sulcken böjenn vornehmen abstann, vnde die Stadt Brenzlow vnde die gange gerechtigkeit vnde grenzenn der Stadt auch die Bürger hinferner denn geringstenn alß denn grötestenn vngemolestiret vnnnd vngeperturbiret lathenn, vnde inn fortten dagenn nur meth der Stadt, wegenn aller ehrenn eldenn gerechtigkeit meth vprichtigten clarenn vordragen verglicenn vnde vordragen, trotz einn foedt Brett der Stadt thonehmen, auch meth inwen veeh mehr vann Bucholttschenn heyde bliuen vnde vnß Borger mehr vp denn vnfern vngepandert vnde vngeschlagenn lathenn, Im fall sulckes inn fortten dagenn nicht geschuhett, will wy iuw alle dat juwe, watt gy umb Brenzlow herumb heppen, ann allenn ördenn anleggen, vnde im grunde vordrennen, Unser IX hebben vnß thofamen rottiret, vnde hebben einen

Spitzbubenn vnder vnß, die de schwarte kunst khan, vnde teglich inn iuwen thosamenkunfften vngefiheenn vor iuw siheitt, vnde iuwe falsche list vnde Pratkenn met anhörett vnde willenn noch mehr tho vnß nehmen vnde iuw ann allenn ordenn Bremfenn, willent oc dem Churfl ann sienen Stubenn, Canzeleien vnnnd gemeckern schlaen, wo gy mit Prenzlow huß holden, vnnnd wo Churfl gl. nicht einn insiehent drinn hefft, schal euen so ghan als ghue.

Wo ghy iu nich in kortten dagen met Prenzlow abfinden vnde wie vorgeant verglicken vnde vordragen, vnde det korn vth der Molen der armuth laten schalt iuw wedder erbermlich gnuch ghan.

Wi wiln iu anleggen det dorp Ellinge ann 1111 orden.

Klincow ann 11 orden nach Basedo wärts.

Basedom ann 1111 orden.

Gusto vnnnd umbher.

Die Scheperie bie die Mollen.

Det dorp Sternhagen an 4 orden.

Sternhagensche Scheperie.

Schonermarcke vnnndt umbher.

Bogenborch vnnnd im Somer all die Heyden die ann dat felde tho Bocholtz schietten.

Hessleb Gerßwolde, Bumgarten, des Howetmans Scheperie vnde vorwerfthe.

Grunow, oc sin Vorwerk vnde Ackerhoff tho Selibbe, Item willenn oc inn dem Seehe vor Selibbe och hinter Grunow inn die Seehe inn iedem 1111 Thonnichenn voll quiksilber vnde andere sakenn meher gietenn vnde sie gar vorheeren vnde thostorenn, hebben oc vonn einem Rattenvordriuer seß pundt giffet an vns gekofft, damit willen wy iuw alle putten vnde water die gy bruckenn muchtten so thorichttenn lahttenn, durch vnser schwarttkunstner gy schöleenn nicht lange lopenn vnde guw by dage vnde nachte nah guwen leuende stann, Prenzlow schall frede hebben, odder schall vnfrede vor iuw hebben, wo gy ehm äuerst inn kortten vorfhamenn, is et vor iuw vnde alle die iuwen desto bether, vnde wo gy vorgeachten Puncten innerhalb 14 dagen werden abhelfen, willen witt pliuenn lathenn.

Sunstenn willen wy ghue vorgeante Dorffer ackerhowe vnnnd andere so kahl makenn, dat gy sie met besen nah kohrenn söllen, ditt sie iuw eine + vnd eidt geschworen, darna gy iuw zu richtten.

Ein Schwarttkunstner.

Ein vordorben Fischer.

Ein vorlopen Fuderschneider.

Ein alt Landtsknecht aus Prenzlow bortig

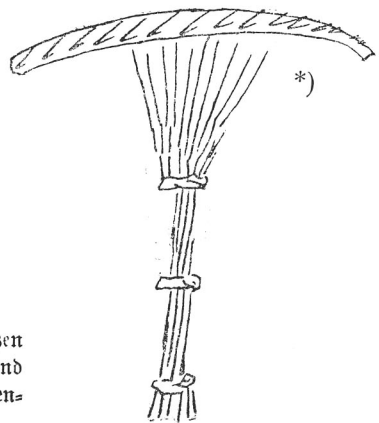
Ein Tadelittendreger alda hurtig.

Ein vorlopen Roßteufcher.

Ein besenbinder.

Ein Sepsieder

Ein Rattenvordriever.



\*) Dieses Schlusszeichen, das vielleicht das Siegel ersetzen soll, kann als eine Art Zauberbesen gedeutet werden und wird auf die Thätigkeit des „Schwarttkunstners“ oder Hegenmeisters hinweisen sollen.

## II.

1593 (ohne Datum).

Nue gy von Arnimb willen gue gar nich in die sache schicken vnde denken nun wegen des schriuens C. C. Rade vnde der Borgererschaft noch dartho schimpf an tho hangen, gy schaelen auerst siehen wo gue in korten Dagen gahn schall wen man det weger beginnet drüh tho werden, gue 3 tho Schonermarke gy scholen det loch bethalen, vnd willen gue so Reddelick nih mehr holden vnde so wert nih mehr holden det wy ein wordt mehr drum schriuen willen gy geuen ock die meiste ohrsacke hirtho, vnde sint Prenzlau gar tho nahe

Gy her landtvoigt auerst vnde hauptman scholen gang vnde gahr, von dieser Sacken loß sin, So ferne si als getrue Churfürstliche Rätthe in korten die ernstlike unnachlesige Versicherung by Churfl. g. thuen werden, det Churfl. g. die 3 von Schonermarcke met harden ernste vnde straffe darhen holden thwingen vnd dringen moege, det Prenzlo von sie moge vngetribuliret bliuen, ock det sie keinen Menschen klein oder grodt ut Prenzlo beledigen in aller geringsten, die 3 findt Whrsaken dieser Behde schriuende auer die schalt ock uthgahn, wiel uns Adem uth dem Munde geith, Scholen inn korten wath erfahren, wen vnse Princepall die Schwartkunstleer mhan weder tho vnß kummet, Schriuend scholl nih mehr kamen, wie willen aber nahmalen den hern Landtvoigt vnde Hofftmann tho Grambzo ermahnett hebben, Sih wollen noch diesem mahle der Stadt bestes weten vnd willen genglick haben sin werden der ander Kotten ehr vernehmen strafen vnd die ake wie gebeden in guder acht nehmen.

---

Vorstehende Fehdebriefe, die als solche von den Verfassern ausdrücklich bezeichnet sind, verdanken wir der Güte des Nestors der uckermärkischen Geschichtsforschung, des Herrn Rittergutsbesizers von Arnim-Densen, Verfassers der Geschichte des von Arnimschen Geschlechts. Sie liefern einen höchst interessanten Beitrag zur Kenntniß der Verhältnisse in der Uckermark um die Wende des sechszehnten Jahrhunderts.

Herr Albert Graf Schlippenbach in Arendsee, den wir um einige erläuternde Bemerkungen zu diesen Fehdebriefen baten, schreibt uns Folgendes:

„In Brandenburg war dem lebensfrohen, gutmüthigen, aber prunkjüchtigen Kurfürsten Joachim II. Hector 1571 sein ernstest, strenger und sparsamer Sohn Johann Georg in der Regierung gefolgt, in dessen eigenartigem Gemüth Religiosität mit Aberglauben, Gerechtigkeit mit grausamer Härte um die Oberhand stritten. Er, der ein überzeugter, eifriger Anhänger des strengsten Lutherthums war, wurde Jahre hindurch der Beschützer des räthselhaften und dunklen Abenteurers Leonhard Thurneisser, eines zweiten Faust, der, umgeben von magischen Büchern und Zaubergeväthen, von Schlangen und allerhand seltsamem Gethier, hinter den Mauern des grauen Klosters zu Berlin ein geheimnißvolles Leben führte und mit Hilfe der materia prima, die er zu besitzigen vorgab, Schätze von Gold und Edelsteinen seinem hohen Gönner schaffen wollte. Während Johann Georg den Flüchtlingen aus den Niederlanden, die der finstere Glaubenshaß der Spanier von Haus und



Hof trieb, Mpl in seinen Landen bot, bannte er die Juden aus demselben und verfolgte sie mit Feuer und Schwert. *Fiat justitia, pereat mundus* war die Antwort, die er oft den gnadeflehenden Verurtheilten gab; den trefflichen Thomas Matthias, Bürgermeister von Berlin und Rentmeister seines Vaters jedoch, den keine andere Schuld traf, als vielleicht mit allzugroßer Hingabe unter Aufopferung seines ganzen Vermögens seinem Fürsten gedient zu haben, ließ er lange im Gefängniß schmachten, ohne ihm dann, nach seiner Freisprechung, das dem Vater geliehene Geld zurückzuzahlen. Das sind Gegensätze, die schwer zu begreifen sind. In den siebenundzwanzig Jahren seiner friedlichen Regierung jedoch war er eifrig bedacht, den Wohlstand des Landes zu mehren, Handel und Gewerbe zu heben. Mit schweren Sorgen übernahm er die Regierung. Die kostbare Hofhaltung des Vaters hatte große Summen verschlungen. Die Unterthanen ergötzen sich wohl, wenn zu ihrer Belustigung Wettrennen und Thierkämpfe veranstaltet wurden, aber sie machten saure Mienen, wenn die Steuerempfänger an die Thüren klopfen und den Zins forderten. Zumal in den Städten murrte man, die selbstbewußten Bürger machten trotzige Mienen und pochten auf die eigene, emporblühende Macht. Dazu kam, daß Joachim Sectors Lebenswandel nicht einwandfrei gewesen war, das hatte die Ehrfurcht vor der Person des Landesherrn untergraben. Johann Georg war freilich sittenstreng, mäßig und ordnungsliebend, allein die einmal eingerissenen Uebel der Unzufriedenheit und Respektlosigkeit ließen sich nicht so schnell wieder abstellen.

Eine der ersten Regierungsvorgen des Kurfürsten war, die vom Vater hinterlassene, für damalige Zeiten in unserm armem Lande ungeheure Schuldenlast von 2 600 000 Thaler zu tilgen. Die Bereitwilligkeit der Ritterschaft, den größten Theil derselben zu übernehmen, bestärkte des Fürsten Vorliebe für den Adel und gab diesem dadurch ein entschiedenes Uebergewicht den Städten gegenüber, die fest auf ihren Geldsäckeln saßen, als der Kurfürst sie um Hilfe anging.

Zwischen dem Adel und den Städten aber herrschten bereits seit langer Zeit Feindseligkeiten: Beide waren wegen der ihnen einzeln zugebilligten Vorrechte eifersüchtig auf einander. Keiner gönnte in Folge dessen dem andern etwas. Die vom Kurfürsten eingegangene Verpflichtung, als Dank für die Hülfe der Ritterschaft, alle einträglichen Pfründen lediglich Mitgliedern des Adels zu verleihen, stärkte letzteren in seiner Macht und bestärkte die Städte in ihrem Haß gegen die Bevorzugten. Auf beiden Seiten wuchs daher die Fehdefreudigkeit. Der uckermärkische Adel konnte es zudem den Prenzlauern nicht vergessen, im siegreichen Kampf gegen die Brüder von Hanz, diese über Gebühr gedemüthigt zu haben. Ueber diese Fehde berichtet uns Sekt in seiner Chronik folgendes:

„Die Gebrüder Hans und Kurt von Hlenß\*) sammt ihren Knechten hatten mit den Prenzlauer Ackerknechten im Jahre 1559 vor dem hiesigen Steinthor ein ernstliches Handgemenge, worin auch ein Ackerknecht auf der Stelle blieb, die Hlenße aber von den nachsetzenden Prenzlauern gefangen genommen und sehr übel behandelt wurden. Der Kurfürst Joachim II. verordnete den Uckermärk. Landvogt Graf Wilhelm von Hohenstein-Schwedt und Christoph Sparr zu Richter-

\*) Sekt giebt hier den Namen falsch an. In allen genealogischen Werken heißt das Geschlecht „Hanz (Hlanß)“, das in Grünow bei Prenzlau den Rittersitz inne hatte.

felde, diese Gewaltthätigkeiten zu untersuchen; allein der Rath, der solches vermuthlich für einen Eingriff in seine Jurisdiktion hielt, wollte die Akkerknechte nicht vor den Kommissarien stellen, daher der Kurfürst (wie er selbst in einem Schreiben an den hiesigen Magistrat sagt) zwar ein anderes zu verordnen bewogen worden, daß man aber seine Verordnung so schlecht befolget, wolle er zu anderm und vorigen auf das Kerbholz schneiden. Der Rath suchte sich bestens zu entschuldigen, und führten bittere Klage, daß sie von den anderen Junkern über die Gefangennahme der Hensse sehr bedrohet und öfters angesprenget worden, und da sie die ihrigen nicht im Stiche lassen könnten, so müsse daraus noch mehr Unheil entstehen. In dem nach untersuchter Sache vom Kurfürsten darüber erteilten Abschiede wird dem Rath nachdrücklich verwiesen, daß man die Hensse nicht in der Verwahrhaftigkeit zu Seelübbe gelassen, sondern eigenmächtig mit sich nach Brenzlau genommen, da sie doch bereits in Kurfürstl. Hand bestrickt gewesen. Er spricht ferner sehr nachdrücklich gegen das Faustrecht, und über die Zügellosigkeit der Brenzlau'schen Akkerknechte, doch lautet der Abschied am Ende noch ziemlich gnädig. Der Rath sollte sich nämlich dieser Eingriffe wegen in einer festgesetzten Frist mit dem Kurfürsten vertragen, den Henssen ihre Beischafte, Waffen und Geld wieder herausgeben, die Bürger und besonders die Akkerknechte anhalten, die vorüber- oder durchreisenden Edelleute nicht zu beleidigen, auch beiden Theilen eingeschärft, sich aller Feindschaft und Vergewaltigung gegen einander zu enthalten. Im Königl. Archiv findet man dieses alles weitläufig verhandelt."

Bei der Animosität, die nach dem eben Gehörten auch an höchster Stelle im Lande gegen die, mit aller Macht und in der Wahl ihrer Mittel wenig wählerischen, stetig um immer größere Privilegien kämpfenden Städte herrschte, kann es nicht Wunder nehmen, wenn der Adel bei Gelegenheit versuchte, jenen etwas am Zeug zu flicken. Die Städte dagegen waren auch nicht gerade fein und rächten sich nicht nur wo sie konnten, nein, sie brachen sehr oft den Streit vom Zaun.

Es wäre höchst unbillig, allein vom Uebermuth des Adels zu sprechen. Die Städter waren, sobald sie sich stark genug fühlten, um keinen Deut besser und nahmen mit Freuden jede Gelegenheit wahr, den adligen Grundherren Schaden zuzufügen. Natürlich erzählten die städtischen Chronisten lediglich das Böse von ihren Feinden, die eigenen Uebergriffe bedeckten sie meist mit dem oft recht fadenscheinigen Mantel christlicher Liebe. Auf den Herrensitzen des Adels aber waren damals Tinte und Federrohr seltene Artikel. So ist es denn gekommen, daß man vom Adel aus jenen Tagen immer nur Schlechtes hört und die „armen Bürger“ stets als Opfer der Willkür ihrer Feinde dargestellt sind. Die vorliegenden Fehdebriefe aber zeigen, wie es mit der „Versöhnlichkeit“ der Städter in Wahrheit bestellt war. Die Zeiten waren roh und keiner der Kämpfenden und um den Vorrang Streitenden war besser oder schlechter wie der andere. Jeder nahm eben, was er irgend bekommen konnte. Und so ist es geblieben, nur die Hilfsmittel sind andere geworden.

Allerdings, die Zeit, in der es an einem öffentlichen Rechtsschutz gänzlich fehlte und die man neuerdings als die Zeit des Faustrechts bezeichnet, war auch damals längst vorüber. Aber das Fehderecht flackerte hier und da noch einmal auf.

Die Fehde (*faida*), jene gewalttame Selbsthilfe, entstand mittelbar im frühen Mittelalter aus der Blutrache.

Ihr Ursprung ist in der Zeit der langjamen Auflösung des fränkischen Reichs, nach dem Tode Kaiser Karls des Großen zu suchen. Bereits am Ende des neunten Jahrhunderts hatte sie überhand genommen. Die machtvollen Kaiser Heinrich I. und Otto der Große unterdrückten die Fehden zwar, aber nach ihrem Tode brachen sie von Neuem aus. Sie gänzlich zu beseitigen gelang selbst den thatkräftigsten Fürsten nicht mehr, obgleich zeitweise die härtesten Strafen verhängt wurden. Dabei beteiligten sich an den Kämpfen nicht nur weltliche Machthaber, sondern nicht minder die Bischöfe, Aebte und die weiblichen geistlichen Würdenträger, sobald sie nur Aussicht hatten, nicht den Kürzeren zu ziehen. Nur diejenigen, die unterlagen, jammerten über der Zeiten Verderbniß.

Auf Anregung der Geistlichkeit wurde in Frankreich im Jahre 1041 ein „Gottesfrieden (*treuga Dei*)“ verkündet, welcher die Fehden auf gewisse Tage der Woche beschränkte. Dadurch entstand das Fehderecht. Ritter Geoffroy de Bruilly, der 1066 fiel, soll zuerst gewisse Regeln des Kampfes aufgestellt haben, aus denen sich dann die Turniere entwickelten.

Erst 1083 gelang es dem Erzbischof Sigiwin von Koeln und Bischof Heinrich von Lüttich, auch in Deutschland den „Gottesfrieden“ einzuführen. Derselbe verbot die Fehden vom Freitag bis Sonntag, an allen hohen Festtagen, in den Fasten und in der Adventzeit, bei Strafe der Exkommunikation und der Verbannung. Auch dem Einfluß der Gemahlin Kaiser Heinrich III., der Agnes von Poitou ist es zuzuschreiben, daß feinere Sitten bei uns in Deutschland mehr und mehr zur Geltung kamen.

Unter den Herrschern aus dem Hause der Staufer wurden die Zustände immer besser. Nachdem Kaiser Friedrich Barbarossa den Kreuzzug angetreten hatte, wurde die Ordnung dann wieder lockerer. Erst durch die Landfrieden wurde die Art an die Wurzel des Übels gelegt, allein selbst der „ewige Landfrieden“, den der Reichstag zu Worms 1495 vom Kaiser Maximilian I. erzwang, beseitigte das Fehderecht und die Fehden nicht gänzlich. Noch im sechszehnten Jahrhundert kommen sie thatsächlich vor, wie die vorliegenden Fehdebrieve beweisen. Einem ehrlichen Kampfe aber mußte eine Art Kriegserklärung, eben ein Fehdebrief, vorangehen.

Was nun den Inhalt der Dokumente selbst betrifft, so spiegelt sich in ihm das Bild der Zeit wieder, das wir mit wenigen Strichen zu entwerfen versuchen. Eifersüchtiger Haß der Städter gegen den landgesessenen Adel; Mangel an Respekt vor dem Landesherrn und seinen höchsten Beamten; trotziges Bohren auf die eigene Macht; Fehdefreudigkeit beider Parteien; Rohheit des Empfindens, die im Wortlaut Ausdruck findet, gepaart mit finstern Aberglauben. Und zu alledem eine naive Großmüligkeit, wie sie Kindern zu eigen ist und solchen Menschen, die nach ihrem Denken und Fühlen noch in den geistigen Kinderschuhen stecken, besonders aber allen denen, die sich fürchten, aber es um keinen Preis sich merken lassen wollen.

Auf eine wortgetreue, hochdeutsche Wiedergabe des Textes muß schon aus dem Grunde verzichtet werden, weil die Brenzlauer sich eben in Redewendungen

zu ergehen beliebten, die in unsern Tagen erfreulicher Weise nicht mehr üblich sind. Empfindsamen Gemüthern könnten sie das Blut in die Wangen treiben. Es möge genügen zu sagen, daß es elf Beschwerden sind, die gegen die von Arnims in Gerswalde, Boitzenburg, Schönermark und Suckow vorgebracht werden, von denen aber keine ein so schweres Unrecht klagt, daß der Schluß des Fehdebriefes berechtigt wäre. Die Prenzlauer drohen nämlich, daß, wenn sie nicht bald Genugthuung bekämen, „wir Euch all das Eurige, was Ihr um Prenzlau herum habt, an allen Orten anlegen und in Grund und Boden verbrennen“ werden. Geradezu komisch wirkt, wenn sie weiter schreiben: „Unser neun haben uns zusammengethan und haben einen Spitzbuben unter uns, der die schwarze Kunst versteht und täglich bei Euren Zusammenkünften ungesehen bei Euch steht und Eure falsche List mit anhört. Wir wollen auch noch mehr zu uns nehmen und . . . auch dem Kurfürsten an seine Stuben, Kanzleien und Gemächer schlagen lassen, wie Ihr mit Prenzlau umgeht und wenn kurfürstliche Gnaden nicht ein Einsehen hat, soll es ihm so ergehen wie Euch (sic)!“

Endlich drohen sie Ellingen an 1111 Stellen, Klinkow an 11 und Basedow wieder an 1111 Orten anzustecken. Nicht besser soll es Güstow, Sternhagen, Schönermark, Boitzenburg, Hasleben, Gerswalde, Baumgarten, Grünow und Seelübbe ergehen. Am drolligsten ist dann die Drohung, in die Gewässer ihrer Widersacher 1111 Tönnchen Quecksilber zu gießen und ihren Feinden mit sechs Pfund Mattengift nach dem Leben zu trachten. Bei der Vorliebe der Prenzlauer für die Zusammensetzungen mit der Zahl eins, ist es zu verwundern, daß es nicht auch 1111 Pfund Mattengift waren. Es mögen dies übrigens magische Zahlen gewesen sein.

Trotz alledem scheinen die Drohungen auf die von Arnims wenig Eindruck gemacht zu haben, denn aus der zweiten, kurzen Abjage geht hervor, daß sie den Prenzlauern nicht einmal antworteten. Der Zorn derselben richtet sich nun vor allen Dingen gegen die Schönermarker. Ja, sie lenken dem Landvogt gegenüber entschieden ein und versprechen, ihm nicht feindlich zu sein, wenn er den Kurfürsten veranlaßt, jene streng zu bestrafen. Im andern Fall allerdings „wird unser Prinzpal, der Schwarzkünstlermann, wieder zu uns kommen.“

Bewunderlich ist, daß in beiden Fehdebriefen auf die Hilfe des Hexenmeisters hingewiesen wird, denn nach dem Fehderecht und besonders nach den Sägungen des gerichtlichen Zweikampfes sollten „Zauber mittel“ ausgeschlossen sein. Bei letzteren mußten die Kämpfenden sogar auf dem Evangelium schwören, ein Zauber mittel nicht bei sich zu führen.

Heute lächeln wir über die Naivität damaliger Zeit und doch sind noch nicht 150 Jahre seit der letzten Hexenhinrichtung in Deutschland verfloßen (1756). Das allerletzte Opfer dieses finsternen Aberglaubens endete 1782 zu Glarus in der Schweiz auf dem Schaffott.“

---

Im Anschluß an diese dankenswerthen Erläuterungen lassen wir hier noch einen kleinen Aufsatz aus der Feder des Herrn v o n A r n i m = D e n s e n folgen, der auf das Entstehen der Selbsthilfe, ihre weitere Entwicklung, sowie die Schwierigkeit ihrer vollständigen Beseitigung auch in der Uckermark des Näheren eingeht. Der Aufsatz lautet:

„Die Ausübung der Selbsthülfe war bei den alten germanischen Völkerschaften ein Recht jedes Freien, nur durch nach Sitte und Gebrauch entehrende Handlungen (Reidung) ging er dieses Rechtes verlustig.

Bei der Tödtung eines ihrer Mitglieder war dessen gesammte Sippe verpflichtet, es zu rächen, falls der Tod nicht in einem ehrlichen, angefangen und angenommenen Kampfe erfolgt war. Auch dieser Akt der Blutrache fand seine Begründung in dem Recht der Selbsthülfe, doch mußte vor seiner Ausübung ein Versuch zur Sühne gemacht werden, der zum Frieden führte, wenn der Mörder die durch Herkommen festgesetzten Leistungen und Zahlungen als Entschädigung zu vollziehen bereit war.

Ferner bildete sich auf Grundlage der Selbsthülfe das Fehderecht mit seinen bestimmten Formen aus, zu welchen hauptsächlich die vor Beginn der Fehde zu machende Anzeige (Absage) gehörte.

Wie tief eingewurzelt in dem allgemeinen Rechtsbewußtsein die Selbsthülfe war, beweist der weit über das Mittelalter hinausreichende Gebrauch der Urfehde. Diese bestand darin, daß selbst der durch gültigen Richterspruch Bestrafte nach Verbüßung der Strafe schwören mußte, sich nicht für dieselbe zu rächen. Ein Gleiches geschah nach dem Abschluß einer Fehde durch den Besiegten.

Es ist nicht zu bestreiten, daß bei den Fehden sich auch Mißbräuche einschlichen, namentlich, wenn der Stärkere sich die Auslegung des Rechtes allein anmaßte, ein Fall, der jedoch nur selten vorkam. Der Staat war bei dem Wachsen der feßhaften Bevölkerung, bei dem regeren Verkehr durch Handel und Wandel, bei der steigenden Kultur und durch das Verdrängen des statutarischen Rechts durch das römische Recht genöthigt, das Fehderecht möglichst zu beschränken; die Kirche hatte schon im elften Jahrhundert einen darauf hinielenden Versuch gemacht, indem sie die Ausübung der Fehde an gewissen Tagen untersagte, sowie den Geistlichen und den kirchlichen Stiften die Betheiligung an einer solchen untersagte. Wie wenig dieser Gottesfriede (Treuga Dei) in der Uckermark beachtet wurde, bezeugt die Fehde, welche 1335 der Probst des Kloster Gramzow, Johann II., mit Prenzlau geführt hat. Selbst die Erzbischöfe von Magdeburg befolgten sehr häufig nicht diese kirchliche Bestimmung.

Falsch ist die Annahme, daß nur der Adel das Fehderecht ausgeübt habe, der es zum Deckmantel seiner Räubereien benutzte hätte. Gewisse Schriftsteller, die sich ganz unberechtigt Historiker nennen, haben das Bestreben, den märkischen Adel des 15. und 16. Jahrhunderts mit verschwindenden Ausnahmen als eine Rotte von gemeinen Straßenräubern zu bezeichnen; Städte, deren einzelne Bürger, sogar freie Bauern, haben Fehden ausgefochten. Bei diesen Privatkämpfen kam es besonders auf Schädigung des Gegners zum eigenen Nutzen an, daher trugen sie auch gewöhnlich einen rohen Charakter. Doch auch die Herrscher führten ihre Kriege in gleicher Weise, sie ließen sengen und brennen, zerstörten wehrlose Dörfer und Städte und trieben das Vieh weg. Auch waren sie bestrebt, des Lösegeldes wegen möglichst angesehene Leute aus einem Hinterhalt zu überfallen und gefangen zu nehmen. Aus diesem Grunde bedingten sich die zu Kriegsdiensten verpflichteten Vasallen die Erstattung ihres Lösegeldes durch den Lehnherrn, falls sie gefangen würden, sogar der Ersatz für Schädigungen an Leib und Gut wurde ausgemacht,

es sind noch Verträge vorhanden, in welchen genau die Summe bestimmt wird, die für Verwundungen des Mannes und des Kriegspferdes gezahlt werden mußte. Die aufopfernde edle Ritterlichkeit, welche die höfische Dichtung des Mittelalters besingt, war eben Dichtung, in der Wirklichkeit wurde in der angegebenen nüchternen Art verfahren. Namentlich in den armen Grenzländern des Nordens und Ostens, welche fast beständig den Kriegsschauplatz bildeten in den Kämpfen gegen die Wenden und der Fürsten untereinander, spricht sich der entschiedenste Materialismus aus. Dennoch sind die wenigen Volkslieder aus dem 15. Jahrhundert, welche uns über jene Kämpfe, wenn auch zum Theil nur in Bruchstücken, erhalten sind, voll wahrhaft poetischen Reizes, wie z. B. das Lied über das Gefecht am Kremmerdamm im Jahre 1412, das über die Einnahme von Angermünde im Jahre 1420, dessen brandenburgischer Verfasser sich als Schmiedeknecht Könefinken bezeichnet,\*) das Bruchstück des pommerischen Gesangs über den Tod des Marschall Schwerin bei derselben Gelegenheit. In dem letzteren spricht sich ganz besonders die unwandelbare Treue aus, welche die Vasallen mit ihrem Lehnsherrn verband.

Die Errichtung des Reichskammergerichts und die Verkündigung des ewigen Landfriedens auf dem Reichstage zu Worms am 7. August 1495 vermochten nur langsam in der Mark Brandenburg das Fehderecht vollständig zu beseitigen, selbst ein Landesherr wie Joachim I., der mit so großer Härte die Ausschreitung des Faustrechts bei seinem Adel strafte, nahm doch wider Kaiser und Reich die ritterliche Selbsthilfe seiner Mannen in Schutz. Mehrere Mitglieder des Arnimschen Geschlechts waren in Fehde mit den Falkenbergs gerathen und hatten ein diesen gehöriges Dorf in der Mark zerstört, bei welcher Gelegenheit ein Falkenberg gefallen war. Sie wurden in Folge dessen 1511 wegen Landfriedensbruchs vor das Reichskammergericht geladen. Auf ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten leisteten sie dieser Vorladung keine Folge und blieben unter dem Schutz ihres Landesherrn, der formell den Kompetenz-Einwand gegen die neue Behörde erhob, unangefochten in ihren Besitzungen, theilweise auch als Räthe in der Umgebung des Kurfürsten.

1586 waren die Herzöge von Pommern in Hohen-Selchow, ein dem Herrenmeister Graf Hohenstein zu Vierraden in der Uckermark, also brandenburgischer Vasall, gehöriges Dorf im Lande Stettin eingefallen und hatten sämtliche Einwohner als Gefangene abgeführt. In Folge dessen befiehlt Kurfürst Johann Georg dem Landvoigt der Uckermark Bernd von Arnim: „wenn der Herrenmeister das Gegenspiel in die Hand nehmen wolle“, demselben Beistand zu leisten, falls nicht die Angreifer binnen Kurzem diesen Landfriedensbruch vollkommen gesühnt hätten. Doch solle er sich versehen, „das nicht Schimpf eingelegt würde“.

---

\*) Ueber dieses Gedicht werden wir in einem der nächsten Hefte eine Abhandlung aus der Feder unseres Mitgliedes, des Herrn Professors Pieper-Berlin bringen.

## Ein „freudiges Ereigniß“ und eine Kindtaufe im alttuckermärkischen Bauernhause.

Wir werfen einen Blick in die Vergangenheit und betreten das Haus eines wohlhabenden Amtsbauern, der vor hundert Jahren in unserer Landschaft sesshaft war. Es ist ein breites, mit dem Giebel der Straße zugekehrtes, hölzernes Gebäude, niedrig im Stiel, hoch im Dach. Die Windlatten tragen noch den roh in Holz geschnittenen Pferdekopf; die Bedachung besteht aus Rohr und Stroh. Die Hausthür führt vom Hofe her in die Langseite des Gebäudes. Sie ist durch einen Querschnitt in zwei Halbtüren getheilt, von denen im Sommer die obere gewöhnlich offen steht. Dem Eingange gegenüber in der Mitte des Hauses befindet sich die Küche, die sich zu einem mächtigen Wiemen wölbt, welcher seinerseits in den einzigen vorhandenen, weiten Schornstein ausläuft. Die dem Hofraum zugekehrte Schmalseite des Hauses nimmt der Pferdestall ein, nach der Straße zu liegen die Wohnräume. Wir betreten das Wohnzimmer und schauen uns ein wenig um; denn wir haben trotz des „freudigen Ereignisses“, das sich vor wenigen Stunden dort abspielte, die Erlaubniß dazu. Es ist ein großes, wohl 24 Fuß ins Geviert haltendes Gemach, aber so niedrig, daß wir die Decke mit der Hand erreichen können. Die Wände sind weiß getüncht, der gedielte Fußboden ist dick mit Sand bestreut. Linker Hand, neben Thür und Wand, steht ein mächtiger, eichener Kleiderschrank, schön gearbeitet und mit eingelegten Figuren verziert. Sein hoher Oberbau ragt bis an die Decke des Zimmers. Rechtwinkelig zum Schranke steht an der Außenwand ein eichener Koffer, eine sog. Lade, mit gewölbtem Deckel, die Behälterin des Leinenzeuges. Sie ist mit schwerem eisernen Beschlage von altdeutscher Schmiedearbeit bedeckt, trägt in diesem Beschlage das Jahr ihrer Anfertigung und die Initialen oder den vollen Namen der Besitzerin; denn sie gehört zur Aussteuer der Hausfrau. An der Fortsetzung dieser Außenwand placirt sich der ebenfalls eichene Familientisch, ein langes Möbel, an welchem bequem 12 Personen essen können. Er ist unten ringsum mit einer zwischen den Beinen befestigten Fußbank, der sog. „Trete“, versehen und wird an den, den Wänden zugekehrten Seiten von einer breiten Sitzbank flankirt. Auf dem Tische steht der große zinnerne Bierkrug, die „Kroß“\*), aus welcher die Hausgenossen ihren Durst löschen. Rechts der Stubenthür in der Zimmerecke ruht auf einem hölzernen, von gedrehten Säulen getragenen Gestelle der niedrige, aber umfangreiche Kachelofen; zwischen Thür und Ofen, nahe dem letzteren, befindet sich der geräumige Kamin, dessen von dem Dörsenknechte des Abends unterhaltenes Holzfeuer das Zimmer erleuchtet; denn Kerzen und Lampen sind noch Luxusartikel. Neben der Thür,

\*) Kroß = Krog, das verstümmelte Wort „Krug“.

die in das kleine Hintergemach führt, steht die große Gehäuseuhr. Es ist, wie die Inschrift auf dem metallenen Zifferblatte zeigt, ein Londoner Werkstück; der Bauer hat es aus Berlin mitgebracht, als er sein Korn per Achse dorthin auf den Markt brachte. Einige eichene Brettschemel, deren hohe Lehnen stilvoll aus einem einzigen Stück gearbeitet sind, und ein lederüberzogener Großvaterstuhl, der nahe dem Ofen steht, vervollständigen die Möbelausstattung des Zimmers. Als Schmuckstücke prangen an den Wänden einige Holzschnitte. Einer derselben stellt die heilige Genovefa im Walde dar, ihr Kind auf dem Arme, die mitleidige „Hirschkuh“ neben sich, ein anderer ein großes durch Querbalken und Vorhängeschlösser verwahrtes Herz, vor welchem der Heiland pochend und Einlaß begehrend harret.

Doch nun zur Hauptsache. Der Stubenthür rechts schräg gegenüber in der Ecke des Zimmers ist der Kofen, der fast in seiner ganzen Ausdehnung von einem mächtigen „Himmelbett“ eingenommen wird. Dieser Platz umschließt das Heiligthum des Hauses. Blau und roth farirte Gardinen von „eigengemachtem“ Linnen verbergen discret das Innere den Blicken der Gäste. Vor der Gardine steht eine eichene Wiege, ein Werkstück von trefflicher Arbeit und unverwüßlicher Dauerhaftigkeit. Drei oder vier Geschlechtern hat sie bereits gedient, und wenn die massigen, breiten Bogen an ihren Füßen sich nicht schon flach gelaufen hätten, wir würden sie vielleicht für neu halten; denn noch hat weder der Zahn der Zeit, noch der Zahn des Wurms sie berührt. Eine ältliche Frau in flämischer Tracht ist eben beschäftigt, das Innere der Wiege für die Aufnahme eines kleinen Stammhalters zu ordnen. Es ist die Hebamme. Sie ist freilich in keinem Institute für ihren wichtigen und verantwortungsvollen Beruf vorgebildet, hat vielleicht nicht einmal vom Physikus der Kreisstadt Instructionen erhalten, und doch waltet sie ihres Amtes mit Aufopferung und Umsicht.

Wer mag heute verstehen, welche Bedeutung diese Frau, vom Volke bezeichnend „Großmutter“ genannt, zu einer Zeit in den Ortschaften hatte, als der nächste Arzt drei oder vier Meilen weit entfernt wohnte? Der Frauen vertraute Freundin und Beratherin in allen, auch den intimsten Angelegenheiten, ist sie gewöhnlich der Hausarzt für Alt und Jung; nicht selten auch Todtenwäscherin und Köchin. Sie versteht es, mit Blutegeln umzugehen, ein gewisses Instrument zu handhaben und, wenn's durchaus erforderlich ist, das Blut zu besprechen; kennt die heilsamen Kräuter, pflückt sie und verfocht sie zu allerlei Mixturen. Dabei ist sie gottesfürchtig und lehrhaft, stets schlagfertig und mit Sinnspruch und Reim bei der Hand. Klagt das zehnjährige Bürschchen über Leibweh, so unterweist sie es:

„Mein Kind, thut Dir der Magen weh,  
So koch' Thee von Mäuseklee  
Und trinke ihn recht heiß hinein,  
So wird es bald vorüber sein.“

Beunruhigt sich die junge Mutter, weil sich ihr Säugling so oft erbricht, so beschwichtigt sie: „Speißkind, Gedeißkind!“ Schleicht Abends die Magd zu ihr, um ihr verstoßnen Röhre zu klagen, wie sie einst Gretchens Herz preßten, so tröstet sie: „Besser 'n Kind as' 'n Kalf, löppt 'n Buren nich in 'n Hoaver.“

Defter auch, freilich mehr im Geheimen, ist sie noch mehr, nämlich die Mraune, die „mehr versteht“ und „mehr sehen kann“ als andere Leute. Und



dabei wird sie zur lebendigen, wandelnden Ortschronik. Wie sie Sitte und Gebräuche genau kennt und getreulich beobachtet, so wird im Orte kein noch so feiner Liebesfaden gesponnen, den sie nicht entdeckte, kein Liebesleid gefühlt, das ihr nicht bekannt wäre. Was niemand ahnte, sie wußte es, was keiner erfuhr, ihr wurde es offenbar. Und obwohl aller Welt Mitwisserin und Vertraute, ist sie doch nicht geklätschig; denn sie sagt gewöhnlich jedem nur, was er wissen soll und darf, und was er gerne hört. In jedermanns Hause, bei Reich und Arm, wohl gelitten zu sein, so erfordert es ihr Beruf und — ihr Interesse. Doch beobachten wir sie jetzt bei ihrer Beschäftigung. Sie ist in der Küche gewesen und hat die kleinen Bettstücke mit Berufungskraut (*Erigeron acer* L.) geräuchert; denn es wäre nicht unmöglich, daß denselben noch irgend ein schädlicher Zauber anhaftete. Die Zigeunerin, die vorgestern unbefriedigt vom Hofe ging, weil sie keine Schuhe erhielt, hat ohnehin allerlei verdächtige Geberden gemacht und dabei gemurmelt; Mariedört, die Dienstmagd, hat sie beobachtet. — Auf den Boden der Wiege legt die „Großmutter“ nun, während sie das Bettchen zurechtet, einen Strauß getrockneter Kräuter, bestehend aus Dill, Petersilie und Kreuzkraut, (*Senecio Jacobea* L.) unter das Kopfkissen aber eine Bibel und ein Gesangbuch. Der Dill wird den kleinen Weltbürger vor fernerer Verrufung und vor bösem Blick schützen, Petersilie und Kreuzkraut werden ihm Gedeihen verleihen, und die heiligen Bücher werden sein Gemüth zur Frömmigkeit lenken. Wie aber, wenn der Strauß auf dem Boden der Wiege sich nicht als zulänglich erweist; wenn das Kind nach Wochen oder Monaten durch fortgesetztes Schreien sein Unbehagen kund giebt? Dann fährt ihm die Mutter mit der Zunge über die Stirn, um zunächst festzustellen, ob jemand dem Kinde etwas „angethan“ hat, oder ob es „verrufen“ ist. Letzteres kann auch unbeabsichtigt von wohlmeinenden Personen geschehen, wenn sie dem Kinde ein überschwengliches Lob spenden oder ihm wohl gar das schlimme Prädikat „nüdtlich“ (niedlich) beilegen. Spürt die Mutter beim Lecken der Stirn einen salzigen Geschmack, so ist etwas Derartiges im Gange, und es gilt, sofort gegen das Uebel einzuschreiten. Unten in der Lade, vom Urgroßvater überkommen, liegt der Erbschlüssel, neben ihm ein Stück „Zwölfteugarn“. Letzteres wurde während der heiligen zwölf Nächte gesponnen und gehaspelt und blieb ungewaschen, damit es seine volle Kraft bewahre. Es wird ebenfalls seit langer, langer Zeit in der Familie aufbewahrt, und seine Wirkung gegen Behexung und Verrufung ist über jeden Zweifel erhaben. Durch das gespreizte Zwölfteugarn wird nun im schlimmen Falle der schreiende Sprosse dreimal gesteckt und darauf eben so oft mit dem Erbschlüssel bekreuzt. Nun muß, nolens volens, der hartnäckigste Zauber weichen.\*) Sollte das Kind dennoch kränkeln, vielleicht gar sterben, so ist es eben Gottes Wille, und gegen den läßt sich bekanntlich nicht ankämpfen. Hoffen wir, daß der kleine Weltbürger, den die „Großmutter“ soeben hinter der Gardine hervorholt, um ihn zu betten, und von dem wir uns hier verabschieden, allen Uebeln der erwähnten Art entgehe und zu einem tüchtigen uckermärkischen Bauern heranwache.

Als bald nach dem „freudigen Ereigniß“ begannen die Standesgenossinnen, ihr Wochenbesuche abzustatten. Die Nachbarinnen erschienen sämmtlich noch am

\*) Ein Nest germanischen Ahnen- und Merthus-Kults.

ersten Tage, die links und rechts nebenan wohnenden vielleicht schon eine halbe Stunde nach der Entbindung, jede mit einer kräftigen Hafersuppe. Im Verlauf der nächsten Tage stieg die Zahl der gespendeten Wochensuppen ins Bedenkliche. Die Ueberfülle derselben soll, der Ueberlieferung zufolge, manche Themänner zu der irrthümlichen Ansicht geführt haben, daß ihnen von dem Allen eigentlich der Löwenantheil zustehet. Diese Art der Fürsorglichkeit — mag man sie belächeln oder nicht — ist rührend und beweist, wie stark das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu einer Zeit war, als die Flurgemeinschaft noch ein Bruderband um die Bewohner einer Ortschaft schlang.

Das neugeborene Kindlein durch die Taufe in den Bund der Christenheit aufnehmen zu lassen, zögerte man zu jener Zeit nicht lange. War es kränzlich, so wurde ihm, wie heute, das Sacrament unter Ladung dreier Pathen in aller Stille gespendet. Die Taufe länger als 4 Wochen hinauszuschieben, galt für unschicklich, wenn nicht für unchristlich. Die Wahl der Vornamen machte zu jener Zeit nicht viel Kopfzerbrechens. Einem erstgeborenen Knaben die Vornamen des Vaters beizulegen, hieß zwar, ihn einem frühen Tode weihen, doch wählte man gerne die Namen der Großväter. Gottfried, Michael, Christian, Christoph, Peter, Martin, Tobias, Joachim, Johann, Friedrich, letzterer besonders, seit sein größter Träger den preussischen Königsthron zierte, waren sehr gebräuchlich. Wurde einem Ehepaare, nachdem der Tod ihnen die ersten männlichen Sprossen früh entrißen hatte, ein kleiner Spätling geschenkt, so erhielt er den Namen „Erdmann“. Daß dieser, zunächst für die irdische Laufbahn, nicht für den Himmel bestimmte Sprosse — das soll wohl der Name andeuten — am Leben blieb, davon war man fest überzeugt. Die kleinen Mägdelein belegte man gern mit Doppelnamen; da hieß es z. B. Annstiefen (Anna Sophie, sehr häufig), Annstina (Anna Christine, noch häufiger), Annlowihs (Anna Luise), Dörtstiefen (Dorothea Sophie), Mariedört (Marie Dorothea, sehr häufig), Dörtlowihs (Dorothea Luise) u. s. w.

Pathenbriefe und Einladungen an ihre Adressaten zu befördern, war Sache der „Großmutter“. Die dabei abfallenden Trinkgelder bildeten ein beachtenswerthes Aequivalent ihrer Einnahmen. Zu großen Kindtaufen wurden 12, 16 und mehr Gevattern geladen und außerdem noch eine Anzahl Gäste. Hier und da war es üblich, neben den eigentlichen, den sog. „stehenden“ Pathen, d. h. denjenigen, die bei der Taufhandlung durch Handauflegung mitwirkten, noch eine größere Anzahl Nebenpathen zu laden; ihnen legte der Volksmund mit treffendem Wig die Bezeichnung „Fressgevatern“ bei. Zwar hatten schon die Kurfürsten wiederholt Verordnungen gegen den bei solchen Festlichkeiten überhand nehmenden Aufwand erlassen, zwar eiferte auch die Geistlichkeit fortgesetzt und, wie es scheint, nicht ganz ohne Grund gegen „Völlerei und Fraß“; aber der uckermärkische Bauer haftet, wie der niederdeutsche Bauer überhaupt, mit einer Zähigkeit an der Väter Art, die zuweilen an Halsstarrigkeit grenzt, und so ist denn das Institut der „großen“ Kindtaufen noch heute nicht geschlossen.

Die Mehrzahl der Pathen bei derartigen Taufen waren „Jungfern“ und „Junggesellenpathen“; und die „Großmutter“ war haftbar dafür, daß sie „paarig“ waren, d. h. daß jede „Jungfernpathe“ ihren, wenn auch noch so heimlichen Anbeter zur Seite hatte. Als eine Rücksichtslosigkeit grober Art wäre es empfunden

worden, wenn in dieser Hinsicht etwas versäumt oder versehen worden wäre. Eheliche Kinder wurden meistens im Hause getauft. Eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit versammelten sich die Patken im Festhause. Sie wurden von dem Elternpaare des Täuflings an der Thür mit dem „Gevatternkuß“ empfangen. In der Mitte des Zimmers standen auf einem weißgedeckten Tische zwei brennende Kerzen und zwei Teller. Von letzteren war der eine der Taufsteller, der andere der Pforteller. Der Taufakt, bei welchem außer dem Geistlichen der Küster amtlich anwesend sein mußte, wurde durch Abfingung der 1. Strophe der Nr. 211 aus dem alten Forst'schen Gesangbuche eingeleitet und im Wesentlichen wie heute vollzogen. Nach Schluß der heiligen Handlung wurde der kleine Christ seiner Mutter überreicht. Diese hatte sich inzwischen gesetzt, nahm das Kind auf den Schooß oder legte es, wenn es unruhig geworden war, an die Brust. Während nun die 4. Strophe des Liedes „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“:

(„Ich rief dem Herrn in meiner Noth  
Ach Gott, vernimm mein Schreien“)

abgesungen wurde, traten die Patken hinzu und steckten dem Kindlein die Patkengeschenke ins Steckfissen; denn es wurde Werth darauf gelegt, daß diese den nachfolgenden Segen des Geistlichen mit empfangen.

Vor die Mutter hintretend hielt nun der Geistliche auf Grund eines Bibelspruches eine kurze, in ein Dankgebet ausklingende Ansprache und ertheilte ihr und dem Kinde den Segen. Die 7. Strophe des vorgenannten Kirchenliedes: „Ich will dich all mein Leben lang, o Gott, von nun an ehren“ schloß die religiöse Feier. —

Die Patkengeschenke bestanden ausschließlich in einer Geldspende, die in ein mit frommen Wünschen für den Täufling beschriebenes Stück Papier briefartig eingeschlagen und mit seidnem Bände umwickelt wurden. Daß sie je nach Stand und Vermögen verschieden ausfielen, ist selbstverständlich. Manche hielten streng darauf, daß das Geschenk aus einer größeren und einer kleinen Münze bestand. Dem Thaler oder dem Dukaten fügte man z. B. einen Sechser hinzu, damit es „unparig“ sei. Ungemein sympathisch berührt die allgemeine Sitte, den Patkengeschenken für kleine Mädchen mancherlei Beigaben, als besädelte Nähadeln, einige Bettfedern, Leinsamen, Seidenband hinzuzufügen. Es geschah, damit die Kleine einst „gut nähen“ lerne, „Glück mit dem Federvieh“, „Segen in Küche und Keller“ habe. Hier wie so häufig tritt uns der köstliche, urdeutsche Zug unserer Ahnen, sich all ihr Wünschen, Hoffen und Lieben in kindlich-frommer Naivität zu verständlichen, ungemein anmuthig entgegen. „Aberglauben“ nennt unsere superkluge und doch in mancher Hinsicht so armselige Zeit diesen gemüthvoll-poetischen Sinneszug unseres Volkes; es ist doch etwas ganz anderes, — wer's versteht!

Die Geschenke wurden nun zwar den Wunschzetteln noch am Tage der Taufe entnommen; diese selber aber nebst ihren Beigaben von der Mutter pietätvoll in der Lade aufbewahrt. Meine Nachforschungen auf diesem Gebiete führten mich einst zu einer alten, schlichten Arbeiterin. Als ich im Laufe der Unterhaltung nach Wunschzetteln fragte, schloß die Alte die Lade auf und legte mir nicht allein diejenigen vor, die ihre Kinder erhalten hatten, sondern auch diejenigen, die man ihr einst bei der Taufe ins Kissen gesteckt hatte. Die aus dem Jahre 1842

stammenden, vergilbten Blätter enthielten fast sämmtlich noch die Beigaben; ihnen verdanke ich die folgenden Pathenwünsche, von denen einige nach Inhalt und Form auf ein hohes Alter hinweisen.

1. Gott hat mit großen Schmerzen  
Besichert durch zwo froh Herzen  
Ein junges Töchterlein,  
Bei welchem ich soll Pathe sein.  
Dieses ist mir lieb von Herzen,  
Daß ich zu der Tauf soll treten  
Und für meine Pathe beten.

2. Fleuch die Sünde, lieb' die Tugend,  
Mach den Anfang in der Jugend,  
Fahre fort und laß nicht ab,  
Bis Du kommest in das Grab,  
So wird Dir der Höchste geben  
Nach der Welt das ewige Leben  
Und Dich führen aus dem Jammer  
In die rechte Freudenkammer.

3. Gott, sei diesem Kinde gnädig,  
Mach es aller Sünde ledig,  
Schenke ihm die reine Seide  
Der Gerechtigkeit zum Kleide,  
Salbe es mit deinem Geiste  
Und ihm alle Hülfe leiste,  
Daß der Segen Deiner Hände  
Auf ihm bleibe bis an's Ende.

4. Ich wünsche meinem lieben Pathen,  
Daß er möge wohl gerathen,  
Daß er möge lange leben  
Und den Eltern Freude geben,  
Daß er sei des Vaters Kron'  
Und der Mutter liebster Sohn.

5. Gott Vater nimmt zum Kinde  
Dich in der Taufe an;  
Gott Sohn tilgt Deine Sünde,  
Die Dich verdammen kann;  
Der Geist Dich nun gebietet  
Und so zum Himmel zieret.

6. Gottes Himmels reicher Segen  
Fall vom Himmel wie ein Regen  
Ueber dieses kleine Kind,  
Daß es möge wohl gerathen  
Daß es möge wohl gedeihn  
Uns und die Eltern zu erfreun.

7. Dich, Pathe, schmücke Christi Segen!  
Sei Deinen Eltern unterthan,  
Geh freudig auf der Tugend Wegen,  
Lieb Gott, sein Wort, lieb jedermann,  
Flieh Welt, flieh Sünd, flieh Heuchelei,  
Bleib Jesu in den Tod getreu!

8. Es nimmt Dich, liebes Kind,  
Gott Vater in die Arme,  
Es will sich Jesus Christ  
Heut über Dich erbarmen  
Gott heil'ger Geist schreibt Dich  
In's Buch des Lebens ein,  
Daß Du sollst frei und los  
Von allen Sünden sein.

9. Gottes Gnade, Fried und Segen  
Ist das beste Pathengeld,\*)  
Dieses will ich Dir einlegen,  
Liebes Kind, zum Angedenk.

Unmittelbar nach der Tauffeierlichkeit begab sich ein Bote in die Häuser der zuvor schon von der Hebamme geladenen Gäste, um zur Mahlzeit zu bitten. Die Eltern der „Jungfernpathen“ (diese Bezeichnung schließt die Junggesellenpathen mit ein) deren kleine Geschwister und die „Freßgevattern“ stellten sich alsbald ein und man setzte sich zu Tische. Als Beisteuer zu den Tafelgenüssen war schon vormittags aus jeder Familie, die einen Pathen stellte, ein Stück Butter, ein Topf mit Milch und ein Napfkuchen gesandt worden. Man grupperte sich familienweise um die Tafel, doch so, daß die „Jungfernpathen“ in „bunter Reihe“ beieinander blieben. Die Beschaffung des Tischzeuges machte den Festgebern keine sonderliche Mühe, denn die Gedecke bestanden nur aus Tellern und Löffeln. Wer ein Messer gebrauchen wollte, griff in die Tasche und zog das vom „Buttenträger“ erstandene Taschenmesser hervor. Den Dienst einer Gabel versahen geschickt die Finger und — es schmeckte nicht schlechter, als heutzutage. Der Küchenzettel glich dem bei Hochzeiten gebräuchlichen: Brühsuppe, Reis mit Fischen, Braten mit Weißbrod und Kartoffeln. Zur Bekämpfung des Durstes reichte man zu jener Zeit ausschließlich Schnaps und Braumbier. Letzteres wurde aus den Fässern in die erwähnten, mächtigen Zinnkrüge gezapft, die alsdann fleißig die Runde um die Tafel machten. Wem die Speiseabfälle, Gräten, Knochen und dergl. auf dem Teller oder neben demselben lästig wurden, der warf sie einfach unter den Tisch; Katzen und Hunde sorgten dort eifrig für die Beseitigung derselben. Unerwähnt darf nicht bleiben, daß die beiden Taufkerzen auf der Tafel brannten; sie mußten, wenn der Täufling ein Knabe war, ausbrennen, so erforderte es die Sitte. War alles gesättigt, so kreisten an der Tafel zwei ineinandergestellte Teller. Auf dem oberen lag ein der Hebamme gehöriges, aus buntem Zeuge gefertigtes Püppchen, (heute ersetzt durch eine Porzellanpuppe) der untere enthielt etwas Salz und einen

\*) Soll wohl heißen „Taufgeschenk“.

Strohweisch. Sämmtliche Festgenossen, einschließlich der Familienglieder, opferten auf diesen Tellern kleine Geldspenden; sodann wurde der obere Teller der Hebamme, der untere dem Küchenpersonal überreicht. Nach der Mahlzeit begaben sich die „Jungfernpäthen“ gemeinsam in die elterlichen Behausungen, um das schwarze Festkleid mit dem farbigen Gesellschaftskleide zu wechseln, dann unterhielt sich das junge Volk durch Spiel und Tanz. Letzterer wurde indeß gewöhnlich erst gegen Abend eröffnet und zwar mit Rücksicht auf die Wöchnerin oft in einem Nachbarhause. Die „alten Herren“ saßen unterdessen und rauchten ihre halblangen Pfeifen, erörterten die wirthschaftlichen Verhältnisse und erzählten ihre Reiseerlebnisse oder Anekdoten von ihrem Lieblinge, dem „alten Fritz.“

Der zweite Festtag — die großen Kindtaufen dauerten gewöhnlich zwei Tage — wurde mit einem Morgenkaffee eröffnet, zu welchem die Gäste abermals geladen wurden. Die erforderlichen Kaffeetassen brachte jede Hausmutter für sich und die Ihrigen mit. So begegnen wir überall dem fürsorglichen Bestreben, die Festgeber nach Kräften zu unterstützen und zu entlasten. Zu diesem Kaffee erhielt jede Familie den von ihr gespendeten Kuchen vorgesetzt. Hatten die Gäste sich gesättigt, so erschien die Hebamme nebst dem weiblichen Küchenpersonal, um von den Müttern ihren Antheil von den Kuchenresten in die aufgehobene Schürze zu empfangen. Zu der Hauptmahlzeit des zweiten Festtages sandte jede geladene Familie als Zuschuß ein Huhn. So wurde weiter gegessen und getrunken, gespielt und getanzt, und gewöhnlich machte erst der anbrechende dritte Tag der Feier ein Ende. Die bejahrten Frauen, die nicht mehr tanzten und spielten, sondern lediglich auf die mündliche Unterhaltung angewiesen waren, hatten während der beiden Feiertage Muße genug, einander das Herz auszuschütten. Es ist wahr, ihre Unterhaltung war ebenso wenig „ästhetisch“, wie diejenige der Männer „fein“. Das derbe Geschlecht jener Zeit sprach manches unverblümt aus, was wir nur ganz discret anzudeuten wagen; aber wer da glaubt, daß die Mütter der Männer von Großbeeren, Denneviß und Belle-Alliance sittlich tiefer standen, als das Geschlecht unserer Tage, der befindet sich in einem schweren Irrthum; das beweisen nicht allein schlagend die alten Kirchenbücher jener Zeit, sondern auch Stimmen, die lauter und eindringlicher zeugen. Die gewaltige sittliche Kraft unseres Volkes, wie sie im Jahre der Erhebung sich entfaltete, strömte nicht zum geringsten Theile aus dem Bauernhause, und daß es so sein konnte, verdanken wir der Bauernfrau; denn ehemals wie heute war sie das Herz des Hauses, der Sittenspiegel ihrer Familie, und, Gott sei Dank, sie lebt noch. Manche blasirte Großstädterin, die, von ihrer vermeintlichen „Bildung“, vielleicht auch von einem noch schlimmeren Nebel halb verrückt geworden, mit hochmüthigem Naserümpfen auf „das rohe Bauernvolk“ herabsieht, hätte wohl Ursache, sich recht tief vor ihr zu verneigen.

Sendke = Bagemühl.

# Mitglieder-Bewegung.

In den Verein sind eingetreten:

von Arnim-Suckow, Majoratsherr auf Suckow bei Wilmersdorf Um.  
Baumgarten, Pastor in Greiffenberg Um.  
Breithaupt, Major und Bataillonskommandeur im Regt. 64, Prenzlau.  
David, Max, Dr., prakt. Arzt, Berlin N., Oranienburgerstr. 74.  
Flügge, Max, Rittergutspächter, Nechlin.  
Flügge, Rittergutspächter, Milow bei Strasburg Um.  
Grosser, Dr., Gerichts-Assessor, Templin.  
Hahn, Generaldirektor, Greiffenberg Um.  
Iffland, Rittergutsbesitzer in Milmersdorf Um.  
Klauppenbach, Pastor in Biesenbrow bei Schönermark, Kr. Angermünde.  
Köhler, Dr., Assistent am Milchwirtschaftlichen Institut, Prenzlau.  
Köhler, Bauernhofsbesitzer, Storkow bei Hammelspring Um.  
Krüger, Dr., Gymnasial-Professor, Prenzlau.  
Lüders, Pfarrer in Stolzenhagen bei Lüdersdorf, Kreis Angermünde.  
Philippi, Dr., Landrichter, Prenzlau.  
Schaeffer, Postinspektor, Prenzlau.  
Schütt, Buchhalter, Prenzlau, Grabowstr. 6.  
Siebeneicher, Dr., Gerichts-Referendar, Prenzlau.

Aus dem Verein sind ausgetreten:

Freiherr von Entress-Fürsteneck, Generalmajor, Berlin.  
Aue, Geheimrath, Dessau.  
Liebeskind, Hôtelbesitzer, Strasburg.

---

Der Verein zählt zur Zeit 419 Mitglieder, worunter  
3 Ehren- und 6 immerwährende Mitglieder.

---

## Berichtigung.

Im Heft 2 der „Mitteilungen“, Seite 62, Zeile 22 von oben ließ: statt  
„Getränken“ „Getreide“.

---

**Wir bitten unsere Mitglieder herzlichst, neue Mitglieder werben zu wollen. Der Jahresbeitrag ist auf vier Mark festgesetzt, wofür diese Mitteilungen und sonstige Arbeiten des Vereins kostenfrei den Mitgliedern zugehen. Immerwährendes Mitglied wird Jeder, der einen einmaligen Beitrag von 100 Mark zahlt.**

---

Alle Geldsendungen bitten wir an den Kassenwart,  
Rechtsanwalt **Dr. Jensen**, Prenzlau, alle Zuwendungen für  
das Museum sowie alle Beiträge für diese Mitteilungen an  
den Kassos, Stadtrat **Mied**, Prenzlau, richten zu wollen.

**Der Vorstand.**

## Das Uckermärkische Museum zu Prenzlau

befindet sich in der Wittstraße Nr. 2, der ehemaligen Heiligen Geistkirche, in der Nähe des Marktes. Es ist für Jedermann kostenfrei geöffnet Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr, Sonntags von 11 bis 1 Uhr und an allen Feiertagen von 11 bis 1 Uhr mit Ausnahme des Charfreitags. Außer dieser Zeit kann das Museum besichtigt werden nach vorheriger Anmeldung bei dem Kustos A. Mieß, Klosterstraße Nr. 24, gegen Lösung einer Eintrittskarte von 1 Mk. für die Person. Familien von 3 und mehr Mitgliedern zahlen für jede Karte nur 50 Pfg.

Diese Bestimmung gilt auch für Vereinsmitglieder.

---

### Erschienene Schriften des Vereins.

1. Die Begründung des Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins zu Prenzlau. Landleute, schon eure Alterthümer und verwerthet sich richtig.
2. Georg Schmeißer, Die Eiszeit und die Uckermark.
3. A. Sendke, Uckermärkisches Volksthum und lebendes Altertum.
4. Hugo Schumann, Vorgeschichtliche Beziehungen der Uckermark während der Stein- und Bronzezeit.
5. Otto Leonhard, Fossile Reste, und was sie uns lehren über die Entwicklungsgeschichte unserer Fauna und Flora.
6. Albert Graf Schlippenbach, Die Entstehung und Entwicklung des deutschen Adels mit besonderer Berücksichtigung der in der Uckermark angefahrenen Geschlechter.
7. Hugo Schumann und A. Mieß, Das Gräberfeld bei Oberberg-Braltig.





